Theologischer Verein HALLE a/S.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 35 Leipzig, den 25. August 1892

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1359 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Das christliche Selbstgefühl: 2 — Die evangelische Gemeinde: 1 — Dem Gustav-Adolfstage zu Bremen — Vom ersten theologischen Lehrkursus in Bonn. 10. bis 12. August — Kardinal Manning: 3. Als Infallibilist und Schulpolitiker — Mega Spilaeo: 2; 3 Verschiedenes: Ungarn und der Gustav-Adolf-Verein — Anzeigen

Das christliche Selbstgefühl

2

Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? (Matth. 16, 26)

Wir reden von einer Gewißheit, die ein Erlebnis des erlösten Christen ist. Wir haben den Menschen im Auge, der in Christo seine Kraft und seinen Frieden gefunden hat, wenn wir sagen: wir werden unsrer Seele gewiß, indem wir unsre Mitmenschen so behandeln, als wenn sie eine Seele hätten. In diesem Sinne galt uns auch, was wir über den Segen stiller Stunden gesagt haben. Wir brauchen darum wohl nicht Sorge zu haben, daß jemand bei dem Worte: christliches Selbstgefühl an etwas denken könnte, das mit der christlichen Demut in Widerspruch stünde.

Ob wir aber nicht doch einen Verdacht abwehren müssen, den ein bestimmter Nebenklang des Wortes erweckt?

Auch wenn wir in der Sprache des täglichen Verkehrs von dem Selbstgefühl eines Menschen nicht in tadelndem Sinne reden, verbinden wir doch mit diesem Ausdruck die Vorstellung, daß jemand seiner Persönlichkeit und ihres Wertes sich kräftig bewußt sei. Wenn wir aber religiöse Erlebnisse beschreiben, möchten wir doch wohl den Gedanken an dies Bewußtsein vermieden sehn. Jeder Ausdruck der religiösen Sprache hat um so mehr Wahrheit und Tiefe und Innigkeit, je mehr dabei das Gefühl der inneren Gebundenheit, der Abhängigkeit von einer heiligen Autorität, der Dankbarkeit und Hingebung anklingt. Und am frömmsten sind wir, wenn wir überhaupt nicht wissen, daß wir es sind. Christliches Selbstgefühl! Es liegt ein Verdacht auf dem Worte, den wir nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen.

Dem Verdacht, der auf dem Worte liegt, werden wir wehren, indem wir uns über die Gefahr verständigen, die in der Sache liegt.

Ohne Frage schließt die Gewißheit, die wir im Verkehr mit andern und in gesegneten Stunden innerer Sammlung von unsrer eignen Seele gewinnen, eine Gefahr in sich ein. Wir müßten nicht schwache Menschen sein, wenn sie uns nicht eine schwere Versuchung bedeutete. Kann es uns verborgen bleiben, daß viele sich gar nicht so behandeln lassen wollen, als wenn sie eine Seele hätten? Gewöhnen wir uns damit nicht daran, uns in einem Punkt immer von andern zu unterscheiden? Fühlen wir uns nicht gerade in unsern besten Stunden in einem deutlichen Gegensatze zu all denen, die unbekümmert darum, ob eine Seele in ihnen lebt, arbeiten und streben, lachen und weinen, leben und sterben? Und wenn dieser Gegensatz hineinreicht in alle Verhältnisse deines Lebens, wenn er dir täglich und stündlich vor Augen tritt und selbst in dein Haus, deine Familie hinein trübe Schatten wirft? Vielleicht mußt du es erfahren, daß gerade die Menschen, die dir sonst am nächsten stehen, sich in das nicht finden können, was dir das Höchste und Heiligste ist, daß sie als Privatsache, als Ansichtssache, als bloße Schwärmerei betrachten, was dir tiefster Lebensernst geworden. Ja, bei gegebner Gelegenheit weisen sie hin auf offenbare Mängel, auf Widersprüche, auf noch unausgeglichne Lücken in deinem Charakter und wissen dir die Unzulänglichkeit dessen, was du von deinen eignen Forderungen verwirklichst, nachdrücklich in Erinnerung zu bringen.

Hier liegen Gefahren, die ein Christ kennen muß, um sie überwinden zu können. Denn all dies fordert im letzten Grunde unser Selbstgefühl heraus. Es wird uns zu einem Anlaß, uns dessen bewußt zu werden, daß wir, mögen wir im einzelnen noch so unvollkommen sein, doch einen Besitz von einzigartigem Wert zu vertreten haben, einen Besitz, den wir niemandem preisgeben dürfen, ohne uns selbst zu verlieren. Nicht jeder besteht die Probe. Auch der Bewährte weiß von manchem schweren Fall zu berichten. Der Weg ist schmal, der zum Leben führt — ein Fehltritt, und es geht von steiler Höhe hinab zur Tiefe.

Wie? wenn dir jener Gegensatz, in dem du dich um deiner Seele willen zu andern fühlst, manchmal größer erschiene, als er in Wahrheit ist! Wenn er leichter zu überbrücken wäre, als du zugeben möchtest! Vielleicht ist es zu einem guten Teil nur deiner Kurzsichtigkeit zuzuschreiben, deinem Mangel an Verständnis für fremde Art, deiner Ungeübtheit, auch unter ungewohnter, unscheinbarer Hülle wahrhaft christliches Wesen herauszufinden, wenn dir der Zugang zum Herzen deines Nächsten verschlossen scheint.

O es giebt nichts, das dem ernsten und aufrichtigen Christen eine tiefere Demütigung bereitete, als zu erkennen, daß er andre zu niedrig taxirt. Wie bitterschmerzlich ist die Entdeckung, daß wir über dem, was uns vielleicht mit Recht von unserm Nächsten schied, die Seiten seines Wesens übersehen haben, die ihn uns hätten brüderlich nahe bringen müssen. Es sind nicht die Schlechtesten, die sich gerade um so verschlossener zeigen oder um so sorgloser sich gehen lassen, sobald sie merken, daß ein andrer im stillen sie klassifizirt oder einen fertigen Maßstab an sie anlegt. Wie viel Ursache für den Christen, je mehr er von dem Selbstgefühl, seiner Seele gewiß zu sein, durchdrungen ist, sich immer wieder zur Vorsicht und Zurückhaltung zu mahnen!

Giebt es nicht auch ein Zöllnerpharisäertum? Und wenn du noch so ernstlich es dir angelegen sein lässest, deine Seligkeit zu schaffen mit Furcht und Zittern, und wenn du ein tiefes Bewußtsein deiner Sünde und Schuld immer wieder in dir erneuerst, und wenn du ängstlich um deiner Seele Heil besorgt bist — und scheidest dich doch mit einer gewissen Genugthuung von all den leichtlebigen Kindern des Tages, und findest es selbstverständlich, daß sie sich nicht um ihre Seele kümmern und darum so übermütig sind in ihrem Glück und so trostlos in ihrem Leid, so prunkend mit ihren äußern Vorzügen und so zerfahren und zwiespältig in ihrem Innern — kein Zöllnergebet schützt dich vor dem Urteil, daß du dein Selbstgefühl mißbrauchst.

Sieh, ernst blickt dir der Heiland ins Auge und hält die Wage in seiner Hand: in der einen Schale deine Seele, in der andern — nun, was willst du hineinlegen? Alles, worauf du stolz sein darfst, und wäre es eine Welt von guten und großen Gedanken, leg alles hinein, — hast du in der Sorge um

deine Seele Schaden genommen an deiner geistlichen Armut und an deiner Barmherzigkeit, dann kannst du damit deine Seele doch nicht aufwiegen. Dann trifft auch dich das Wort: Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele! —rb—

Die evangelische Gemeinde

Die evangelische Gemeinde. Von D. E. Sulze. Gotha, Perthes, 1891

Wenn sich einst die Flut der theologischen, kirchlichen Litteratur unsers Geschlechts wird verlaufen haben, so wird zu den Blöcken, die stehen geblieben sind, auch das Buch Sulzes „Die evangelische Gemeinde" gehören. Es ist ohne Zweifel ein bedeutendes Buch. Schon das giebt ihm einen hohen Wert, daß es nicht das Erträgnis rein gelehrten Fleißes, sondern jahrelangen, ja lebenslangen Ringens, Arbeitens, Strebens ist. Das fühlt man dem Buche auf jeder Seite ab: es ist mit dem Herzblut geschrieben; hier giebt der Mann sein Bestes, sich selbst. Und wo wir vor solch einer Leistung stehen, kann der Eindruck nur ein packender sein, mag sich auch, wie es nicht anders möglich ist, eine gewisse Einseitigkeit stark hervordrängen. Darin ruht nicht zum wenigsten die Stärke, das Mark, das Befruchtende.

Das Buch ist bedeutend auch als schriftstellerische Leistung. Die Sprache ist geradezu klassisch, die Formulirung oft meisterhaft; man fühlt die universelle Bildung des Schriftstellers. Glänzend tritt dies gleich in dem Eingangskapitel über „die Notwendigkeit selbstthätiger Kirchgemeinden," wo Sulze von „den Idealen der Kultur" und dem „unbewußten Christentum" handelt, hervor.

Aber nicht das Persönliche allein verleiht dem Buche den Wert: das Gebotene selbst verdient die höchste Beachtung; es eröffnet neue Bahnen, es ist wie die Prophetie einer bessern Zukunft. Das bleibt auch bestehen, selbst wenn wir nicht alle Hoffnungen teilen, nicht den ganzen Idealismus des Verfassers mit empfinden. Das Bekenntnis ringt Sulze wohl allen ab, die sich nicht in eine persönliche Sonderanschauung verrannt haben: sein Weg ist der richtige, auf dieser Bahn müssen wir vorwärts.

Welches der Weg, welches das Ziel Sulzes ist, brauchen wir den Lesern der Christlichen Welt nicht erst des längern zu sagen. Hat er doch in unserm Blatte selbst mehr als einmal das Wort genommen, um sein Ziel zu verkündigen: Belebung der evangelischen Gemeinde. Was er hier, was er vornehmlich in der Protestantischen Kirchenzeitung seit zehn Jahren und wohl länger schon gesagt hat, das hat er nun als ein Ganzes geboten. Dennoch brauche ich nicht die Feder wegzulegen und nur auf das Frühere zu verweisen. Klarer, deutlicher als sonst hat Sulze hier manches gesagt, ausführlicher hat er sein Ideal geschildert. Daß er selbst noch nicht auf allen Punkten ganz abgeschlossen hat, zeigt sich darin, daß er nach dem Erscheinen seines Werkes in diesem Jahrgang der Christlichen Welt*) sich über die Stellung und Thätigkeit des Pastors hat vernehmen lassen, wobei manche beachtenswerte Abweichung von seiner frühern Anschauung zu Tage getreten ist. So bleibt noch genug Neues über sein Buch zu sagen. Freilich darauf können wir verzichten, noch einmal die kirchliche Not darzustellen, wie sie Sulze sieht und empfindet. Unsre Leser mögen den schönen, wenn auch schmerzlichen Artikel aus seiner Feder im vorigen Jahrgang noch einmal zur Hand nehmen.**) Damit aber glauben wir zu dienen, wenn wir ein Bild von der Gemeinde, wie Sulze sie sich denkt, zu zeichnen versuchen. Er selbst wird dagegen nichts einwenden, wenn er auch zu wiederholten malen betont, daß er nicht Idealpläne entwerfen, sondern nur Ziele andeuten will. Es schwebt ihm doch ein klares, konkretes Bild einer idealen Gemeinde vor Augen. Versuchen wir, es ihm nachzuzeichnen. Fragen wir darauf nach der Begründung seines Gedankens, um endlich den Weg zu prüfen, auf dem Sulze das Ziel erreicht sehen will.

*) Vergl.: Das Gemeindeprinzip und die Predigt in Nr. 1 bis 3. Daß Sulze auch die Kindertaufe noch anders gestaltet sehen möchte, als er im Buche ausführt, zeigt sein Aufsatz in der Prot. Kirchenztg. Nr. 27 (vgl. Chronik der Christl. Welt Nr. 31, Sp. 279).

**) 1890, Nr. 19.

Wir nehmen also einmal an, was Sulze will, sei in Erfüllung gegangen, wir hätten die ideale Gemeinde, und wir selbst wären ihre Glieder — was sehen, was erleben wir?

1. Die Gemeinde der Zukunft

Wir suchen die Gemeinde, um ihr rechtes Wesen und Leben kennen zu lernen, nicht zunächst im Gottesdienst, nicht in ihrer Feier, sondern in ihrer Arbeit auf. Da führt uns unser Weg freilich auch ins Gotteshaus, nur nicht in den gottesdienstlichen Raum. Wir betreten vielmehr das Zimmer, das für die Sitzungen und Versammlungen der Presbyter und der Hausväter bestimmt ist. Es findet eben eine Versammlung statt. Der Pfarrer, der einzige Geistliche der 5000 Seelen zählenden Gemeinde, leitet sie Die Versammlung zählt vielleicht 200 Köpfe, von denen zwanzig Presbyter sind, Männer, die die Verwaltung, die Seelsorge und Armenpflege der Gemeinde in der Hand haben; die übrigen sind Hausväter, die, von den Presbytern erwählt und zu Verbänden geeint, in der seelsorgerlichen Armenpflege helfende Dienste thun. Was für Erfahrungen der Einzelne in seiner Arbeit gemacht hat, auf welche Schwierigkeiten er gestoßen ist, welche weitern Schritte er vorschlägt, davon nimmt die Versammlung Kenntnis, darüber hält sie brüderliche Aussprache, darüber faßt sie Beschluß. Es gilt einen dem Trunke verfallenen Bruder der Gemeinde zu retten, seine Familie zu versorgen. Der Hausvater, der mit dem Unglücklichen unter einem Dache wohnt, hat es an freundlicher und ernster Ermahnung, an Hilfeleistung aller Art nicht fehlen lassen; der Erfolg ist nicht ungünstig, von besonders günstigem Einfluß würde es sein, wenn der zuständige Presbyter selbst sein Ansehen wollte geltend machen und den gefährdeten Bruder besuchen. Denn die Presbyter erfreuen sich einer von allen anerkannten Würde, sie sind gewissermaßen das Herz, das Gewissen der Gemeinde, die Besten der Guten, durch das Vertrauen der Gemeinde selbst zu dem hohen Ehrenamt berufen. Ein andrer Hausvater berichtet von der Versorgung einer verwaisten Familie: ein Vormund ist bestellt, natürlich ein Glied der Gemeinde, die Armenkasse der Gemeinde wird auf des Hausvaters Antrag der Witwe Erziehungsbeihilfe gewähren. — Andre haben andres vorzubringen. Die ganze Versammlung ist von ernster Würde, von brennender Liebe gegen die Aermsten der Gemeinde, von einem heiligen Stolz durchdrungen, daß kein Glied der Gemeinde der Gesamtheit Schande mache, daß wirklich möglichst jeder zum ernsten, christlichen Charakter herangebildet werde. Diese gemeinsame Arbeit kommt den Arbeitenden selbst am meisten zu gute. Welche Macht die christliche Liebe, das Evangelium ist, bewährt sich ihnen in der täglichen Erfahrung; der Eifer wächst mit dem Erfolg, der Erfolg mit dem Eifer; alle Parteigegensätze und dogmatischen Sondermeinungen treten zurück hinter dem Gefühl, daß es eine große, gemeinsame praktische Arbeit gilt, daß nach einem Ziel alle ringen; man lernt sich brüderlich tragen; der Geist des Friedens schließt die Gemeinde zusammen.

Aber diese Versammlungen der Hausväter und Presbyter sind nicht die einzigen, in denen die Gemeindeglieder sich zusammenfinden. Der durch die Seelsorge angebahnte Verkehr giebt Gelegenheit, neue Vereinigungen zu bilden. Die tüchtigsten Männer der Gemeinde bilden eine Gemeinde in der Gemeinde; von ihr aus übt das Gemeindegewissen seine Macht. In diesen engern Kreis aufgenommen zu werden, ist die höchste Ehre. Ihre Aufgabe und ihr Recht zugleich ist die Wahl der Presbyter und des Geistlichen, die Selbstbesteuerung und die Pflege christlicher Liebesarbeit für die Zwecke des Gustav-Adolf-Vereins, der äußern und innern Mission u. a. Vor ihr hat das Presbyterium den Rechenschaftsbericht über die Gemeindekasse abzulegen, sie hat ihn richtig zu sprechen. Einmal im Jahre hält diese Genossenschaft eine besondre Feier: am Reformationstag findet eine gemeinsame Mahlzeit, ein Liebesmahl statt. Unter Gebet und feierlichem Gelöbnis werden hierbei die würdigen jungen Männer, die das fünfundzwanzigste Jahr vollendet haben, in diesen Bund aufgenommen. Sie verpflichten sich zu christlichem Lebenswandel, zu echt brüderlicher Unterstützung. Gilt es die Wahl eines Presbyters oder Geistlichen, so kommt diese Gemeinschaft wiederum zusammen unter Gebet und ernster

Ansprache. Auch das Weihnachtsfest feiert die Gemeinde gemeinsam. Die armen Konfirmanden empfangen dabei von der Gemeinde, was sie zum Konfirmationstag bedürfen. So durchlebt die Gemeinde in allen ihren Gliedern gemeinsam ernste und fröhliche Zeit, so stützt sie sich selbst, so wahrt sie ihre Würde, so lebt sie in Liebe.

Vor allem entfaltet sich aber auch ein lebhafter geselliger, sozialer Verkehr. Nicht allein sehen wir die Gemeindeglieder sich untereinander durch Arbeitszuweis und durch Einkauf des Notwendigen fördern, an besondern Abenden in der Woche füllen sich die Räume im Gotteshaus, die für die Geselligkeit bestimmt sind. Hier versammelt sich die junge Gemeinde der Mädchen, dort die der Jünglinge; Gesang wechselt mit belehrendem Wort, Ernst mit Scherz. Ohne Unterschied des Standes verkehren die Erwachsenen miteinander, bald erfreut durch Musik, bald erbaut durch ernste Rede irgend eines Gemeindegliedes, gestärkt in ihrem Gemeinschaftsgefühl, aber auch im Gemeindegewissen, denn Unwürdige, welches Standes sie auch sein mögen, sind von diesem geselligen Verkehr ausgeschlossen. So macht die Gemeinde selbst Ernst mit dem Wort, das am Sonntag ihr zu Herzen gegangen ist. Sie dringt selbst auf christlichen, ehrbaren Wandel. Das Wirtshausleben ist fast ganz verschwunden, das Vereinswesen hat sich von selbst auf das Notwendigste beschränkt, das Familienleben dadurch an neuer Kraft gewonnen. Wie eine große Familie verkehrt die Gemeinde untereinander.

Den Höhepunkt ihrer innigen Gemeinschaft erlebt sie in der gottesdienstlichen Feier, vor allem in dem Genuß des heiligen Abendmahls.

Wir betreten den gottesdienstlichen Raum, der, wie wir gehört haben, nicht allein die Kirche bildet, sondern nur ihren Mittelpunkt. Er ist im Vergleich mit frühern Kirchen klein, einfach, aber anheimelnd: ein dem Quadrat sich näherndes Rechteck bildet den Grundriß; eine Kuppel schließt das Ganze nach oben ab. Im Halbkreis sammelt sich die Gemeinde um einen Mittelpunkt, den Altartisch und das dahinter befindliche Predigtpult. Der Altar, so einfach wie ein Tisch, steht weit in die Gemeinde hinein, sodaß auch der Prediger noch von den Gemeindegliedern umgeben ist. Während früher die Kanzel ihn hoch über die Gemeinde emporhob, fühlt er sich jetzt vollkommen als Glied der Gemeinde, was er auch ist. Ueber dem Predigtpult erhebt sich die Orgel und die Orgelempore, sodaß die Gemeinde die Führerin ihres Gesanges stets vor Augen hat. Am meisten fesselt uns in der gottesdienstlichen Feier die Predigt. Sie lehnt sich an ein biblisches Wort an, aber das Wort selbst ruht auf einem bestimmten Abschnitt des Lutherschen kleinen Katechismus, vielleicht einem Gebot. Die Predigt gleicht mehr einem Vortrag, als dem, was wir sonst Predigt nannten. Sie hält sich fern von jedem Eingehen auf tagtägliche Kleinigkeiten, vielmehr entwickelt sie in großen Zügen die Grundgedanken des zu behandelnden Gegenstandes, sie hat den Ton einer theoretischen, prinzipiellen Erörterung. Offenbar geht der Redner in erster Linie auf Belehrung aus. Er will darlegen, was das im Katechismus der Gemeinde gegebne und von ihr angeeignete Bekenntnis biete, enthalte, worin der Wert und die Wahrheit des eben zu behandelnden Gegenstandes beruhe, eines Gegenstandes, den er selbst nicht gesucht und gefunden hat, sondern der ihm von dem Katechismusstück gegeben ist. Im Laufe der Predigt weist der Prediger auf die Betrachtungen der vorigen Sonntage zurück, am Ende weist er vorwärts auf das, worüber er bei dem nächsten Gottesdienst werde zu sprechen haben. Man merkt, es kommt ihm darauf an, daß die Versammelten den systematischen Zusammenhang des ganzen Katechismus und damit des Christentums begreifen, damit sie so ein einheitliches, klares, festgeschlossenes Bild ihres Glaubens und Bekenntnisses gewinnen. Man fühlt, daß hinter dieser Predigt ernste Arbeit, eine feste, abgeschlossene Erkenntnis steht, daß der Redner sich tief in den Gegenstand hineingedacht und ihn mit seiner Seele erfaßt hat. Seine Worte bleiben auch nicht ohne Eindruck, zumal das allgemeine Vertrauen ihn trägt; wie es ihn an diese Stelle berufen hat, so hält es ihn. Im gemeinsamen Gebet bricht sich die feierliche Stimmung Bahn.

Während der Liturgie tritt der Geistliche nicht vor, sondern hinter den Altartisch. Noch mitten im Gottesdienst treten einige Brautpaare an den Altar. Sie wollen in der kommenden Woche die Ehe schließen. Nach einer kurzen Ermahnung des Geistlichen legen sie vor versammelter Gemeinde das Gelübde ab, ihre Ehe christlich schließen und danach sie christlich führen zu wollen. Die Gemeinde nimmt durch Fürbitte an der Feier teil. Am eigentlichen Hochzeitstag erscheint jedes Brautpaar noch einmal in der Kirche, um unter biblischer Vorlesung, Gebet und Segen, womöglich auch Gesang den Eheschluß zu feiern. Auch am Leid nimmt die Gemeinde teil. Der in der vergangnen Woche Heimgegangnen wird im Gottesdienst gedacht. Am Grabe hatte der Geistliche das Wort Gottes verlesen, gebetet und den Segen erteilt; im Hause schon Trost gespendet, jetzt tröstet er noch einmal die Traurigen und gedenkt dankbar dessen, was der heimgegangne Mitchrist der Gemeinde etwa gethan hat. Auch hier nimmt sich die Gemeinde fürbittend ihrer Glieder an.

Eine besondre Art erbaulichen Gottesdienstes bilden die Zusammenkünfte, in deren Mittelpunkt die Kirchengeschichte steht. Der Geistliche läßt da die Gemeinde Blicke in die Führung Gottes thun, in der er sein Volk von den Tagen der Apostel an gesegnet, gezüchtigt, gemehrt und behütet hat.

Besonders ernste Tage sinds für die Gemeinde, wenn Abendmahlsgottesdienst stattfindet, wie an Bußtagen, Karfreitag, nach der Konfirmation und am Jahresschluß. Die Kirche ist dicht gefüllt. Der Geistliche hält eine tiefernste Rede, die in ihrem ganzen Charakter sich von der sonstigen Predigt dadurch unterscheidet, daß sie auf die Besonderheit der Gemeinde eingeht, auf besondre Sünden und sittliche Gefahren. Nachdem das Vaterunser gebetet ist, treten die Presbyter mit dem Brote an die Bänke. Die Teller gehen von Hand zu Hand. Jeder Kommunikant nimmt sich von dem Brote. Die Presbyter nehmen am andern Ende der Bänke die Teller wieder in Empfang und bringen sie zurück zum Altare. Währenddem ertönt Gesang oder sanfte, feierliche Musik. Der Geistliche spricht darauf die Einsetzungsworte, und alle genießen das Brot. Ebenso reichen die Presbyter, nach dem zweiten Teil der Einsetzungsworte, die Kelche. Von Hand zu Hand sie weiter gebend, trinken alle daraus. Die Presbyter nehmen am andern Ende der Bänke die Kelche wieder in Empfang und tragen sie zum Altar zurück. Die Feier schließt mit Gebet und Segen. Sie hat den Teilnehmern wieder lebendig zum Bewußtsein gebracht, daß die Gemeinde eine Lebenseinheit ist.

Noch einmal betreten wir den gottesdienstlichen Raum. Es ist Tauffeier. Nicht jeden Sonntag findet sie statt, sondern an bestimmten Tagen. Auf dem Altar steht das Taufbecken. Um ihn herum die Presbyter, als die Vertreter der Gemeinde und die Paten der Kinder, weiter die Eltern, die Angehörigen der Kinder und sonstige Gemeindeglieder. Es wird wirklich ein Gottesdienst gehalten, und der Ernst der Handlung wird von allen lebendig empfunden.

Alle kirchlichen Handlungen sind gebührenfrei. Wer eine außerordentliche Leistung, besondern Schmuck oder dergleichen beansprucht, muß an die Gemeindekasse eine Abgabe geben. Der Geistliche empfängt nichts, weder Honorare von den Einzelnen, noch von der Gemeinde einen Gehalt. Diesen — und zwar alle Geistliche ganz den gleichen — zahlt ihm die höchste Kirchenbehörde aus, die eine Zentralkasse verwaltet, worein alle Einkünfte der Stiftungen und Grundstücke fließen. So steht der Geistliche seiner Gemeinde gegenüber ganz frei. Er ist ihr Oberhaupt. Kein andrer Theologe teilt sich mit ihm in die Leitung der Gemeinde, die er „seinen Gedanken gemäß gestaltet." „Ohne monarchische Spitze ist solch ein wahres Gemeindeleben nicht denkbar. Der Pastor muß sich bemühen, alle einzelnen Gemeindeglieder kennen zu lernen, sie in der richtigen Weise zu behandeln und zur Mitarbeit in der Gemeinde heranzuziehen. Er muß die lebendigste Wechselwirkung zwischen den aktiven und den passiven Gemeindemitgliedern in das Leben rufen und aufrecht erhalten. Vor allem muß er mit allen Gliedern seiner Gemeinde ein Glaubensleben führen und sie mit ihm. . ." Er eint die Gemeinde. Er fühlt sich für ihre sittliche Verfassung

verantwortlich. Er versucht sie zu einer Gesamtpersönlichkeit heranzubilden. Er ist die Seele des Ganzen. Gelingt es einem Geistlichen nicht, in der Gemeinde sich eine Stellung zu erringen, findet er unüberwindbaren Widerspruch, reicht seine Kraft nicht aus, so kann er auf seinen, seiner Gemeinde oder des Kirchenregiments Wunsch zur Disposition gestellt werden, unter Belassung seines Gehaltes. Keinesfalls darf ein unwürdiger Geistlicher das Leben der Gemeinde schädigen.

Die einzelnen Gemeinden finden ihre gemeinsame Vertretung und das Band der Einheit in der Synode und in dem gemeinsamen Kirchenregiment. Dem Staate steht die Landeskirche, namentlich in finanzieller Beziehung, selbständig gegenüber. Sie empfindet es als Ehrensache, für ihre Bedürfnisse selbst einzustehen und nicht von Katholiken, Juden und Sozialdemokraten sich die notwendigen Steuern bewilligen zu lassen. Sie sorgt selbständig für die Ausbildung ihrer Geistlichen in Seminarien, deren Besuch dem Universitätsstudium vorauszugehen hat.

P D

Dem Gustav-Adolfstage zu Bremen

Zum andern male — 1856 hat er zum ersten male dort getagt — bereitet sich die alte Hansestadt, den Gustav-Adolf-Gesamtverein zu empfangen.

In dem großen Komitee — so lesen wir in den Zeitungen — von dem die Zurüstungen zu den Festtagen vorbereitet werden, sind alle Parteien vertreten und dies Zeugnis der Einhelligkeit gegenüber der katholischen Kirche ist von bestem Einfluß auf weite Kreise der Bürgerschaft geworden, die sich nun ihrerseits ebenfalls für die in Aussicht stehende Versammlung lebhaft interessirt.

Um das große Liebeswerk werben diesmal das westfälische Buer, das preußisch-schlesische Heinrichsfelde-Königshuld und das mährische Neustadtl. Aber darüber hinweg möchten wir Augen, Herzen und Hände, wenn zwar nicht der „christlichen," so doch der evangelischen Welt richten auf ein größeres Liebeswerk, das geschehen müßte nicht an einer einzelnen Gemeinde, sondern an der Diaspora einer ganzen Provinz, in Heilung umfassender Notstände, die ebenso umfassender Hilfe bedürfen. Nicht als ob wir schlechthin Neues zu melden hätten: aber wir weisen darauf, wir legen den Finger darauf, wir rufen gewissermaßen zur neuen geistlichen Eroberung des Landes, das vorlängst der Deutschorden dem Christentum gewann: wir meinen die evangelische Diaspora **Westpreußens**.

Mit Recht konnte ihr unermüdlicher Fürsprecher Konsistorialrat Koch aus Danzig auf der Gustav-Adolf-Versammlung in Nürnberg sagen: „Die Geschichte der evangelischen Kirche in Westpreußen ist eine Thränenschrift." Das deutsche Wesen, das der Ritterorden einst in die Ostmark unsers Vaterlandes eingepflanzt, und an das die Reformation anknüpfte, wurde von dem eindringenden Polentum mit Stumpf und Stiel auf dem Lande vernichtet, und dies Polentum selbst, das eine Weile der Reformation sich aufzuschließen schien, ging je länger je mehr die engste Verbindung mit dem jesuitirten Rom ein. Nur die großen Städte Danzig, Elbing, Thorn retteten in hartnäckigen Kämpfen das Erbe der Väter und öffneten und hielten der Reformation offen Herzen und Kirchen. In Schöneck ließ sich, da König Sigismund III. 1594 das Städtlein besuchte, der Bischof von Kujavien die Schlüssel der Kirche geben unter dem Vorwande, darin dem Könige Messe lesen zu wollen — die Schlüssel sind nie zurückgegeben worden. Nur wenn binnen 24 Stunden eine Kirche könne auferbaut werden, erklärte höhnend die polnische Regierung, solle den Evangelischen dies erlaubt sein. Und sie ist auferbaut worden mit Hilfe der treuen Danziger. In Schöneck und ähnlich auch in Schöneberg. Freilich diese Andachtsstätten waren auch danach, und doch haben sie Jahrhunderte dienen müssen. Thorn mußte es erleben, daß im Jahre 1724 aus kleinlichem Anlaß — angebliche Störung einer Prozession, da durch den Uebermut der Jesuitenschüler eine Schlägerei entstanden war — der Stadtpräsident Rösener und zehn evangelische Bürger öffentlich enthauptet wurden, vier von ihnen, nachdem ihnen die Hand abgehauen worden. In meinem Besitze befindet sich ein Buch: Extraordinaires Gespräche In dem Reiche derer Todten, Bestehende in einer Entrevue zwischen dem Thornischen Oberpräsidenten Roessner, Welcher, im Dezember des letztverwichenen 1724ten Jahres, decolliret worden, Und dem Stammvater, auch Stiffter des Jesuiter-Ordens, Ignatio von Loyola u. s. w. Da stehen alle die Enthaupteten im Bilde, Rösener voran mit dem abgeschlagnen Haupte in der Hand: vor dem Jesuiten. Darunter steht ein Verslein:

> Ein Feuer glimmet jetzt in derer Menschen Herzen;
> Brichts aus, so brennt die Welt: es freuet sich der Tod,
> Drum bete, frommer Christ, es ist fürwahr kein Scherzen:
> Wend ab durch dein Gebet Gefahr, Unglück und Noth.

Nun, zu diesem Gebet ist immer noch Ursach, denn das Feuer brennt noch, das Feuer des Fanatismus. Da bricht in Groß-Schliewitz eine Feuersbrunst aus, und der katholische Pfarrer schleudert dem jungen evangelischen Geistlichen vor einer großen Menschenmenge, die nach einem verkohlten Leichnam sucht, den Vorwurf ins Gesicht: „Von Ihnen ist ja das Feuer ausgekommen!" und Hunderte und Tausende sprechen es ihm nach. Nur allmählich siegte dort der gesunde Menschenverstand wieder über den Aberwitz. — Als Friedrich der Große Westpreußen 1772 übernahm, erkannte sein staatsmännisch weiser Blick, daß dem verwüsteten, entdeutschten Lande nur durch Gründung von evangelischen Kirchen und Schulen abzuhelfen sei. 13 Kirchen und Gemeinden verdankten ihm ihre Gründung. Aber es kamen die schweren französischen Zeiten; die evangelischen Häuflein wurden immer kleiner. Im Regierungsbezirk Danzig hatten im Jahre 1844 die 75783 evangelischen Einwohner der Landkreise nur 16 Kirchen und nur 8800 von ihnen wohnten bei diesen Kirchen — die übrigen hatten bis zu fünf Meilen Kirchweges. Von dem genannten Jahre an begann der Gustav-Adolf-Verein Hilfe zu bringen, und 22 Kirchen, 17 Pfarrhäuser hatte er bis zur Nürnberger Hauptversammlung (1887) bauen helfen, überhaupt aber 90 Gemeinden unterstützt. Als 1886 in Danzig ein besondres westpreußisches Konsistorium errichtet wurde, da fand es 215 geistliche Stellen vor. Seither hat es deren 33 hinzugefügt. Aber mindestens zehn müssen demnächst hinzukommen, um dem dringendsten Bedürfnis nur einigermaßen zu genügen. Immer noch sind Pfarrbezirke von solcher Ausdehnung vorhanden, daß die pfarramtliche Versorgung unmöglich genügen kann; meist überwiegt dazu das katholische Element mit erdrückender Mehrheit. So sind in Sierakowitz 1284 Evangelische unter 5100 Katholiken, in Sullenschin 1200 Evangelische unter 6300 Katholiken, in Carthaus 1961 Evangelische unter 11634 Katholiken, in Mirchau gar 600 Evangelische unter einer zehnfachen Zahl Katholiken, und diese Zahlen immer mehr zu Ungunsten jener sich verschiebend. Dazu hier die rührige Propaganda, die reiche Ausstattung der Kirche und ihrer Institute, dort die bittere versuchungsvolle Armut. So beispielsweise in besonderm Grade in **Pangritz-Kolonie** bei Elbing. In **Ober-Buschkau**, in der besonders gefährdeten Kassubei, die Wege der Konfirmanden zum Teil so weit, daß die Kinder häufig andern Tages vor Erschöpfung das Bett hüten müssen. Das obengenannte **Groß-Schliewitz** liegt in der Tuchler Heide — einer dreißig Meilen weiten Waldeinsamkeit, die über vier landrätliche Kreise sich erstreckt von Konitz bis nach Bromberg, von Schwetz bis nach Flatow. Dort ist im Dorfe Osche 1858 vom Gustav-Adolf-Verein die erste evangelische Kirche erbaut, aber die Gemeinde war so weit ausgedehnt, daß neuerdings aus Trennstücken von ihr außer Groß-Schliewitz noch die Gemeinden **Iwitz** und **Jeszewo** gebildet worden sind. Indessen noch ist in Groß-Schliewitz nicht Pfarrhaus noch Kirche, in Jeszewo nicht Kirche noch Pfarrhaus, in Iwitz nicht Pfarrhaus noch Kirche. Von Jeszewo lesen wir, daß dort in letzter Zeit manches Grundstück in die Hände polnischer Katholiken gelangt sei; von Iwitz, daß die Armut so groß sei, daß auch beim kleinsten Kirchenopfer der Pfarrer fürchte, es sei ein Unrecht, an den Kindern begangen, denen dafür am Nötigsten etwas möchte abgebrochen sein. Und noch — so wird berichtet — sind in dieser Tuchler Heide so viel Evangelische, die noch nie eine evangelische Kirche gesehen, geschweige denn betreten haben. Großer Abzweigungen — zum Teil durch Vikariate (also immer eine provisorische und deshalb ungenügende Einrichtung) vorbereitet — bedarf es bei Graudenz wie bei Thorn. In der

Landgemeinde Graudenz I hat das Doppelkirchspiel Burg Belchau-Nitzwalde — 3000 Evangelische in dreißig ländlichen Ortschaften — vier Hauptandachtsstätten, aber noch keine Kirche, und allen Bedürfnissen steht die Mittellosigkeit der Gemeinde ohnmächtig gegenüber; bleibt sie auf sich angewiesen, so wird man auf eine Kirche noch dreißig Jahre warten müssen. Und wie viele haben in dieser westpreußischen Diaspora schon zeitlebens auf eine ihnen in Aussicht gestellte evangelische Kirche warten müssen wie Pogutken, das seit 1865 darauf hofft, oder auch Sierakowitz, das in Mannheim beinahe die große Liebesgabe erhalten hätte, und dem immer noch 25000 Mark fehlen, um zum Ziele zu kommen. Da muß denn der Pfarrer zum Festgottesdienst schier seine ganze Wohnung räumen und durch etwa drei Thüröffnungen hindurch predigen. Auch in der Landgemeinde Graudenz II ist man aus Armut in zwei Jahren keinen Schritt weiter gekommen. Die Selbständigmachung Podgorz-Ottlotschins von der Muttergemeinde Thorn wäre dringend nötig, aber es fehlt an Mitteln, es fehlt die Kirche. Die Gründung der Pfarrgemeinde Kornatowo war durchaus erforderlich, aber es giebt noch nicht Kirche noch Schule. Münsterwalde entbehrt der Kirche, Obodowo der Kirche und des Pfarrhauses, Heidemühl der Kirche, Prechlau ebenso; nicht minder Radomno. Die zu diesem Zwecke oft nur allzu ungeeigneten Schulen müssen aushelfen, manchmal klägliche Hütten. Rehhof hat nicht Kirche noch Pfarrhaus. Dasselbe gilt von Villisaß. In Sypniewo, in Stegers, in Warlubien sehnt man sich nach der Kirche; in Waldau neben dem Bethause zugleich nach einem evangelischen Friedhofe. Das Waisenhaus Neuteich hat Defizit und bedürfte doch eines eignen Hauses mit Garten. Goral fehlt noch alles, und Grabowitz besitzt noch nichts; Grutschno bedarf zu seinem Kirchbau noch an 18000 Mark. Die Pfarrwohnungsnot Schaffarnias ist schon durch alle kirchlichen Blätter hindurchgeklungen. Kehren wir vom Regierungsbezirk Marienwerder nochmals zum Regierungsbezirk Danzig zurück, so finden wir in Barkoschin dringendes Bedürfnis des Kirchbaues; eben so in Ober-Buschkau; in Leßnau fehlen eben dazu noch 8500 Mark, in Hütte fehlt jedes kirchliche Inventar; in Pangritz-Kolonie Kirche und Pfarrhaus, ebenso in Stendsitz; in Swaroschin das Pfarrhaus. Hier hat man das Vermögen zum Kirchbau, kann aber von den evangelischen (hochstehenden) Besitzern merkwürdigerweise nicht den Bodenbesitz erlangen, sodaß es eines Enteignungsverfahrens bedürfen wird.

Bekanntermaßen sind die Auffassungen, wie dem polnischen Elemente in unserm Osten zu begegnen sei, geteilt. Wie irgendwo Jean Paul gesagt hat, das Erziehungswerk wechsle nach Generationen ab zwischen Prügeln und Schmeicheln, so scheint es dort mit der Politik auch zu stehen. Die Regierung treibt eine Weile die Germanisirung mit Eifer und Hochdruck, dann wird den polnischen Wünschen wieder Rechnung getragen, da man die Sprache, den heiligen Besitz eines Volkes, nicht unterdrücken noch untergehen lassen dürfe. Zumal Religionsunterricht in der angestammten Sprache sei ein heiliges Recht. Wir halten uns dieses Ortes nicht befugt, die einschlagenden Fragen zur Entscheidung zu bringen. Das aber steht über jedem Zweifel erhaben fest, daß, was evangelischerseits an der evangelischen Diaspora Westpreußens geschieht, das geschieht zugleich zur Befestigung der Treue an das preußische Herrscherhaus und zur Kräftigung des deutschen Elements an der Ostmark.

Dazu rufen wir auf: Die Gustav-Adolf-Vereine und alle seine Freunde, die ganze evangelische Kirche; das wäre ein würdiger Gebrauch ihres Reichtums, wenn die Reichen unter uns dazu einmal Großes und Umfassendes spendeten. Thun sie es nicht, dann müssen wir ja auch um das Scherflein der Aermsten bitten, denen so hohe und wichtige Dinge am Herzen liegen.*)

H

*) Das Nähere im Gustav-Adolf-Boten für die Provinz Westpreußen; das erste Heft erschien 1888, das neueste, fünfte, 1892. Vergl. auch: Die Not der Evangelischen in der westpreußischen Diaspora und ihre Helfer. Von Pfarrer A. Plath in Carthaus. (Barmen, Hugo Klein. Nr. 147 der Sammlung: Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins.) — Einen ausführlichen und sehr übersichtlichen Bericht über diese Notstände brachte die „Chronik der Christlichen Welt" Nr. 33 und 34. — Es sind uns früher aus dem Kreise unsrer Leser gerade für Westpreußen mancherlei Gaben zugegangen; wir bitten in der Fürsorge für diese ärmsten unter unsern armen Glaubensgenossen im deutschen Reich nicht zu ermüden und werden gern weitere Gaben befördern.

D H

Vom ersten theologischen Lehrkursus in Bonn

10. bis 12. August

In diesen Augusttagen hat sich in Bonn ein Ereignis vollzogen, das auf dem Gebiet evangelisch-kirchlichen Lebens unter die erfreulichen Zeichen der Zeit gehört. Der Versuch eines theologischen Lehrkursus ist über Erwarten gelungen und hat einen neuen, dem deutschen Protestantismus bisher unbekannten Weg gebahnt, wills Gott zu reichem Segen und glücklicher Nachfolge.

Im Jahre 1886 war im Rauhen Hause zu Horn bei Hamburg, wo einst die Wiege der Innern Mission gestanden hatte, der erste Informationskursus für evangelische Liebesthätigkeit gehalten worden. Es handelte sich darum, in deren wachsende Vielgestaltigkeit die dazu berufnen Geistlichen und höhern Verwaltungsbeamten durch sach- und fachkundige Berufsarbeiter auf gedrängten Anschauungs- und Vortragsgängen unmittelbar einzuführen. Unter der thatkräftigen Fürsorge von Kirchen- und Staatsbehörden, namentlich des preußischen Oberkirchenrats, haben sich diese Kurse im evangelischen Deutschland von Jahr zu Jahr mehr eingebürgert. Sie helfen an ihrem Teil das Testament Wicherns, des feurigen „Propheten der Innern Mission," immer völliger zu vollstrecken. Wieviel Anregung und Belehrung tragen ihre Teilnehmer davon und hinein in die Nöte des Volkslebens; wieviel an Schärfung des Blicks und des Gewissens; wieviel an Darbietung der rechten Heil- und Hilfsmittel, an Erweckung zu thätigem Liebesgeist! — Inzwischen reihten sich noch für die Arbeit der Heidenmission ähnliche Veranstaltungen zu gründlicherer Kenntnisnahme an.

So schien es nur eine Frage der Zeit, daß auch für den Bereich der theologischen Wissenschaft überhaupt ein verwandter Versuch erfolgte. Der Gründe gab es übergenug. Christlicher Glaube, dessen Tochter die wirksame Liebe ist, wurzelt und gipfelt im christlichen Erkennen. Der Kirche des Evangeliums, der Kirche deutscher Reformation besonders ist theologische Wissenschaft Lebensbedürfnis. Zu ihrem eignen gesunden Auf- und Ausbau, sowie zum Kampf gegen die Feinde des Evangeliums rechts und links braucht unsre teure Kirche heute mehr als je die Waffenhilfe einer werktüchtigen Theologie. Die berufnen Vertreter des akademischen Lehramts und der Pfarrstand sind geborne Bundesgenossen und Glieder eines Leibes. Gegenseitige Fühlung und vertrauensvolle Arbeitsgemeinschaft auf dem göttlichen Grunde des Evangeliums verbürgt den Professoren ihr Forschen und Lehren als echten Kirchendienst und durchleuchtet den Pfarrern die Praxis des Amtes mit dem Licht theologischer Wahrheitserkenntnis. Auch von solchem Wechselverhältnis der Kirche und ihrer Theologie gilt: Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden. Geschieht dies dennoch auch nur in irgendeinem Maß, so fehlen dem Erkrankungsprozeß die bösen Begleiterscheinungen zunehmender Entfremdung, des Mißtrauens, der Mißverständnisse und des auflösenden Parteihaders nicht.

Offenbar war nun die Stimmung für zeitgemäße theologische Gemeinschaftspflege günstig und weitverbreitet; denn als vor wenigen Monaten zunächst im engern Kreis rheinischer Pfarrer der Wunsch theologischer Kurse laut wurde, zündete dieser Gedanke überraschend schnell in Rheinland und Westfalen. Die evangelisch-theologische Fakultät in Bonn erklärte sich einmütig bereit,*) zu einem derartigen Versuch die Hand zu bieten, und bewährte damit ihre Kirchlichkeit in hocherfreulicher That. Zahlreiche Geistliche beider Provinzen ohne Unterschied des Alters oder der Richtung und Denkweise folgten einhellig dem ergangnen Aufrufe, dem auch die dankenswerte Geneigtheit des Rheinischen Konsistoriums nicht fehlte, indem es ihn in seinem Amtsblatt veröffentlichte. So fand man sich denn in Bonn zusammen in

*) Herr Professor Tröltsch war durch Umstände leider an der auch von ihm zugesagten Mitwirkung verhindert.

einem Sinn und Geist. In welchem? Man könnte sagen: wie es dort Wicherns Stern ist, der den Kursen für Innere Mission voranglänzt, so war hier bei dem theologischen Kurs ein Hauch zu spüren von dem Geist des „rheinischen Kirchenvaters," des unvergeßlichen Nitzsch. Hat ihn doch Generalsuperintendent Baur einmal geistvoll feiern können als den Mann der Synthese, des harmonischen Ineinanders von deutschem Osten und Westen, von lutherisch und reformirt, von klassisch und theologisch, von human und christlich, von Lehre und Leben. Ungetrübte Harmonie verlieh auch jenen nur zu rasch verflogen Stunden etwas wirklich Ideales, bleibend Wert- und Weihevolles.

Ort und Zeit waren dazu ein passender Rahmen. Die evangelische Gemeinde Bonn, zu deren „Zeugenwolke" so viele hervorragende Männer wie Ernst Moritz Arndt, v. Bethmann-Hollweg, Klemens Theodor Perthes, Sack, Dorner, Rothe u. a. gehören, wo der Rheinische Provinzialausschuß für Innere Mission 1849 und die erste deutsche Herberge zur Heimat 1854 gegründet wurde, rüstete sich gerade zur fünfundsiebzigjährigen Gedenkfeier ihrer Gründung am 13. August 1817. Sie gewährt dem Wandrer gastliche Herberge in ihrem neuen, traulichen Gemeindehaus, das in seiner Art ein Musterbau von zweckmäßiger und geschmackvoller Solidität ist. Auch hatte das evangelisch-theologische Stift freundlich für Unterkunft gesorgt.

Im folgenden Bericht über den thatsächlichen Verlauf des Beisammenseins kann nur das Wesentliche, zumal der umfänglichen, wissenschaftlichen Darbietungen hervorgehoben werden.

Am zehnten August abends sechs Uhr eröffnete der ehrwürdige Senior der evangelisch-theologischen Fakultät, Konsistorialrat Professor D. Krafft, den Kursus mit einem fesselnden Vortrage über die Reformationsversuche im Erzstift Köln, die nach Hermann von Wied Gebhard Truchseß von Waldburg als Erzbischof und Kurfürst unternahm. Das Interesse für die heimische Kirchengeschichte der provinzialen Kirche fand sich dadurch umsomehr angeregt, als nicht nur auf die so bedeutsamen Fremdengemeinden am Niederrhein, die Gestalt Adolfs von Nüenar u. a., sondern namentlich auch auf evangelische Blutzeugen in Bonn selbst näher eingegangen wurde. Alte Quellen in Druck und seltsamem Bild veranschaulichten das Martyrium und die wunderbare Errettung eines thüringischen Feldpredigers Nordhausen am „alten Zoll." — In einer zwanglosen Abendversammlung entbot der Dekan Professor D. Sieffert namens der Fakultät den erschienenen Pfarrern herzlichen Gruß zum Willkomm, betonte die hohe Aufgabe der Wissenschaft und wünschte dem jungen Unternehmen Gottes Segen. Zahlreiche sich anschließende Aussprachen ließen diesen Ton weiterklingen. Pfarrer Lic. Weber-M.-Gladbach sprach die Erwartung aus, daß über der Kritik die biblische Theologie und die Lebensfülle ihrer Grundbegriffe nicht zu kurz kommen möge. Hierauf erwiederte Professor D. Grafe, daß er sich keine kritische Schriftforschung denken könne, die nicht die Herausarbeitung des Inhalts zu konkreten, plastischen Grundanschauungen bezwecke. Hatte Lic. Weber auch die Bereitstellung von Waffen zu Schutz und Trutz im Kampf mit dem Romanismus begehrt, so sprach Pfarrer Brockhaus aus Dortmund ein gutes, kräftiges Westfalenwort wider den Gott und Geist leugnenden Materialismus, der Hoch und Niedrig angesteckt hat. — Andre führten aus, wie solche Berührung mit den akademischen Lehrern, namentlich überlasteten Stadtpastoren, denen der Umtrieb des Amtes wenig Muße lasse, zu leichterer Orientirung über die heutigen Hauptprobleme der Theologie dienen möge. Man wählte einen viergliedrigen Vorstand mit dem Rechte der Zuwahl, in dem Westfalen und Rheinland sowie etwaige Richtungsunterschiede gleichmäßig berücksichtigt sein sollen. Die Fakultät ist darin durch ihren Dekan vertreten. Am unliebsamen Zusammentreffen mit der altgesegneten Wupperthaler Festwoche trug diesmal der Drang der Umstände die Schuld. Für die Zukunft ist womöglich der Oktober oder Anfang November mit dreitägiger Dauer des Kursus in Aussicht genommen.

Am elften August hielt den ersten Morgenvortrag Professor D. Grafe über den Begriff des Reiches Gottes in der Verkündigung Jesu. In lebensvoller Darstellung erfaßte das Referat — bei gründlicher Auseinandersetzung mit der jüngsten Litteratur — das Reich Gottes vorwiegend als ein zu empfangendes, göttliches Gut mit eschatologischem Gepräge. Schließlich wurde die Frage nach den Bedingungen und Voraussetzungen, vor allem nach der Messiaswürde Jesu, sowie nach den aus der vorgetragnen Fassung des biblischen Begriffs sich ergebenden dogmatischen und ethischen Konsequenzen für die Theorie und Praxis der Gegenwart berührt.

Darauf folgte Professor D. Kamphausen. Seine mit unbestechlicher Wahrheitsliebe aus der Sache selbst gewonnene Analyse des Danielbuchs war in ihrer Art ein Meisterstück. Mit der schon von Bleek vertretnen Ansicht von der nachexilischen Abfassung verband sich die liebevolle religiöse Würdigung des Danielbuchs als des apokalyptischen Chorführers. — Waren es hier die jüngsten Funde der mit Keilschrift bedeckten babylonischen Thoncylinder, die als so folgenreich für die Forschung aufgezeigt wurden, so lenkte nun Professor Bratke die Aufmerksamkeit auf andre wichtige Entdeckungen des letzten Jahrzehnts. Es ist das Feld der altchristlichen Litteratur, das eine Reihe sehr interessanter Funde zu verzeichnen hat. Was mögen z. B. koptische Klöster und Papyrosrollen noch alles bergen an wunderbaren Ueberraschungen! Es ist fest zu hoffen, daß die Gunst der Zukunft damit nicht kargen wird. Hochwichtig ist aber dieses Feld besonders darum, weil nicht nur das Leben der altkatholischen Kirche uns dadurch näher gerückt werden wird, sondern weil brennende Fragen des Neuen Testaments, z. B. die Johanneische Frage, dadurch unmittelbar mitberührt werden. Ohne Bereicherung unsers Quellenmaterials werden wirs auch trotz aller kritischen „Resultate" zu keiner allgemein giltigen Gewißheit bringen.

Auf keinem Gebiete fast scheint die wissenschaftliche Fortarbeit so rastlos und hoffnungsvoll als auf dem der Reformationsgeschichte, das von Theologen und Historikern unterschiedslos angebaut wird. Mit dem Jahre 1883 begann ein Jubiläumsjahrzehnt (Luther, Zwingli u. s. w.) und gab mächtigen Anstoß. Professor D. Sell verstand es, in den schier unglaublich verzweigten litterarischen Betrieb der Archivöffnungen und Urkundenerschließungen hineinblicken zu lassen. Die ultramontane Geschichtsmacherei wird von den Thatsachen und Quellen selbst erdrückt werden. Als eigentlich treibenden Genius in aller dieser kaum übersehbaren Arbeit erwies Sell den Altmeister Ranke. Seine geniale Intuition Luthers und der deutschen Reformation ist im Grunde die allbeherrschende. Sein Rückgang auf die Quellen hat überall die Schleußen geöffnet, die noch in reichlichem Fortströmen sind. Wir müssen uns versagen, in Einzelheiten dieses überreichen, hoffentlich samt den andern dem Druck zugeführten Vortrags einzugehen, der auf keinen Zuhörer seine begeisternde Wirkung verfehlt haben wird. (Möge das auch manches Pfarrarchiv in unserm Rheinland siegellösend erfahren!) Hervorgehoben sei nur die Verbindung der Anerkennung streng historischer Methode und ihres Kausalnexus mit einer zu den tiefsten Ewigkeitswurzeln und höchsten Gotteszielen des Geschichtsverlaufs und seiner schöpferischen Persönlichkeiten vordringenden Glaubensbetrachtung. In Luthers rein religiösem Kirchenbegriff erblickte Professor Sell den spezifischen Gegensatz der deutschen Reformation zur hierarchischen Kirche des katholischen Mittelalters.

In der abendlichen Zusammenkunft entspann sich eine anregende Unterhaltung, die mit manchem launigen und ernsten Worte gewürzt war. Die eigentliche Diskussion galt besonders im Anschluß an Professor Grafes Ausführung dem Begriff des Reiches Gottes. — Den dritten Tag eröffnete Professor D. Sieffert. Religion und Sittlichkeit war sein bedeutungsvolles Thema. In lichtvoller prinzipieller Erörterung sprach er der Sittlichkeit wohl relative Selbständigkeit zu, lehnte aber die religionslose Sittlichkeit der sogenannten morale indépendante entschieden ab und erkannte in der christlichen Ethik allein die Vollendungsblüte jenes Wechselverhältnisses. Uebrigens fand die Ritschl-Kaftansche Hypothese vom Ursprung der Religion als der Selbstbehauptung des Geistes gegenüber der Welt, sowie Kaftans Empirismus in der Erklärung der Sittlichkeit beachtenswerte Einwände. Der Reli-

gion wurde die Würde eines neuen und originalen Triebes im menschlichen Geistesleben nebst grundsätzlicher Beziehung auf die Sittlichkeit und ihre Form vorbehalten. Der Vortrag war wohlgeeignet, das Interesse seiner Hörer an den Fragen der systematischen Theologie und die so wünschenswerte Neigung zu tiefern philosophischen Studien neuzubeleben. — Demnächst bewährte Professor Meinhold am Beispiel des biblischen Flutberichts und dessen doppelter Relation die sichre Methode der Quellenscheidung im Pentateuch, die heute, nachdem ihr auch der selige Delitzsch noch zugestimmt hatte, fast unbestrittnes Gemeingut geworden ist. Die lehrreiche Vergleichung mit dem verwandten Flutbericht aus dem assyrisch-babylonischen Nimrodepos ließ den wohlthätig umbildenden Einfluß, den die Sage auf dem Boden der Religion Israels erfahren hat, deutlich erkennen.

In den Pausen zwischen den Vorlesungen bot bei dem herrlichen Sommerwetter der lauschige Garten des Gemeindehauses willkommne peripatetische Abwechslung.

Den angemeßnen Schluß machte Professor D. Sachße mit einem Edelstein aus der Krone der praktischen Theologie. Er gab den Pfarrern Fortschritte und Wünsche in der neuern Katechetik mit nach Hause. In neun Paragraphen entwickelte er das Ziel christlicher Erziehung und die Mittel und Wege seiner katechetischen Erreichung.

Die christliche Mündigkeit aller muß das Ziel sein. Neben dem Unterricht sind als Hauptmittel Vorbild, Uebung und Zucht, die in Haus und Gemeinde zur Zeit fast überall arg darniederliegen, in Gang zu bringen. Inhalt des Unterrichts ist Christi Person und der Glaube an ihn. Die heilige Schrift ist das Gnadenmittel, durch das wir Christum erkennen, aber nicht das Fundament, worauf der Glaube ruht. Dies leistet vielmehr die Majestät des Herrn selbst. Dabei ist das Neue Testament klar in den Mittelpunkt zu stellen, das nicht gleichwertige Alte Testament und die Kirchengeschichte dienen zur Veranschaulichung. Der alte kirchliche Lehrgang von Sünde, Gnade und Heiligung wurde in dieser Folge verteidigt gegen die Schule Ritschls, welch christliche Sündenerkenntnis zur Wirkung des Glaubens, nicht zu seiner Voraussetzung macht. Für die Behandlung des Katechismus, dessen klassische Typen der Luthersche und pfälzische sind, wurde die aus der biblischen Geschichte entwickelnde, sokratische Methode Dinters kräftig empfohlen. Als ihr selbstverständliches Resultat ergiebt sich dem Kinde dann die Katechismusform. In der Konfirmationsfrage entschied sich D. Sachße gegen v. Hofmanns Vorschlag des achtzehnten Jahres mit Nitzsch für das vierzehnte als den psychologisch geeigneten Zeitpunkt, forderte aber mit Wichern eine Unterscheidung der Wissensprüfung und des Abendmahlsgelübdes. Um die Konfirmation ihres herkömmlichen Zwangscharakters zu entkleiden, riet Sachße, etwa am Anfang der Passionszeit vor der eigentlichen Abendmahlsbereitung die Kinder vor die Frage freiwilliger Entscheidung für die Konfirmation zu stellen. Gewiß ein Rat, allseitiger Erwägung und praktischer Erprobung wert! Noch eingreifender und das pastorale Gewissen fassend war die Ausführung über die Pflege der Konfirmirten, einen der dunkelsten und schwierigsten Punkte unsers evangelischen Gemeindelebens. Es gilt mit dem rationalistischen Sauerteig, wonach die Konfirmirten religiös mündig seien, entschieden aufzuräumen und ernstlich unter treuer Pflege der Reste lutherischer Privatbeichte und reformirter Katechisation ein Neues zu pflügen, damit neue christliche Sitte und endlich neue kirchliche Ordnung sich anbahnen. Hiezu kann eine jedesmal wiederholte Anmeldung der Konfirmirten vor der Kommunion, besonders aber freiwillige Sammlung der Konfirmirten (vielleicht mit gemeinsamen Abendmahlsgängen) dienen. Die Lösung dieser großen Fragen soll die Zukunft bringen, und sie wird sie bringen vor allem durch eifrige und in der Liebe erfinderische Arbeit des einzelnen Pfarrers in der einzelnen Gemeinde.

Hiermit hatte der akademische Kurs, dessen Schifflein so manchen weiten Ausblick gewährt und so manches wertvolle Gut aufgenommen hatte, den friedlichen Hafen der Kirche, von dessen bewegter Geschichte er ausgegangen war, auf kurzer, aber glücklicher Fahrt wieder erreicht. — Ein gemeinsamer Ausflug vieler nach Rolandseck ließ inmitten der zauberisch schönen Rheinnatur angesichts des Siebengebirges das Ganze in geselligen Schlußakkorden harmonisch ausklingen.

Worin liegt nun aber der wertvolle Hauptertrag dieses Kursus? In nichts anderm als in der persönlichen, unmittelbaren Berührung von Professoren und Pfarrern. Daß beide sich frei ins offne Auge schauen, das machts. Niemand wird die Fakultät verlassen haben, ohne durch ihr warmes, gläubiges Bekenntnis zum Heiland des Evangeliums geistlich erbaut und im Vertrauen zu ihr neugestärkt worden zu sein; niemand, in dem nicht über der Fülle der Probleme Lust und Liebe zu theologischer Mitarbeit neuentzündet wäre, zugleich mit der Einsicht, daß solche Arbeit erfolgreich nur durch den Einsatz großer Treue im Kleinen und vielfacher demütiger Selbstverleugnung der Einzelnen gemeinsam gethan werden kann. Niemand, der nicht mannigfach angeregt heilsame Anstöße auch für Amt und Gemeinde in sein Berufsleben mitgenommen hätte, voll froher Gewißheit, daß Kirche und Theologie nicht nur unter den Stürmen der Zeit, sondern auch und noch mehr unter dem sieghaften Geisteswalten des einen Herrn verbündet stehen, dessen Wahrheit allein recht frei macht. Die evangelisch-theologische Fakultät zu Bonn hat zu ihrem alten Ehrenkranz ein neues, nicht unwürdiges Blatt hinzugefügt. Sie hat sich für ihr uneigennütziges, verständnisvolles Entgegenkommen, das zudem in so feinsinnigen und liebenswürdigen Formen sich kundgab, herzlichen und großen Dank aller Beteiligten verdient.

Th-B

Kardinal Manning

3. Als Infallibilist und Schulpolitiker

„Intellekt gegen Intellekt, Kultur gegen Kultur, Wissenschaft gegen Wissenschaft" ist das Losungswort Mannings. Die Tragweite und Schärfe dieses Gegensatzes können wir kaum besser beleuchten, als wenn wir in unsrer Darstellung dem Manning, der in den gelehrten Klubs von London aus- und eingeht, nun sofort den andern folgen lassen, der im vatikanischen Konzil zu Rom eine leitende Rolle spielt.*) Seit lange war in der öffentlichen Meinung Mannings Name in engem Zusammenhang mit der päpstlichen Unfehlbarkeit; er galt als deren unermüdlicher Verfechter. Sobald nun das Konzil in Sicht kam, wurde die katholische Kirche Englands in Unruhe versetzt. Der schon genannte Konvertit Ward, Professor der Theologie an dem großen Seminar Mannings, gab seine Schrift über „Die Ausdehnung der päpstlichen Unfehlbarkeit" heraus. J. E. Wallis, der bisherige Redakteur und Besitzer des Tablet, eines leitenden katholischen Wochenblatts, trat zurück; man warf ihm vor, er verbinde den extremsten religiösen Liberalismus mit dem extremsten politischen Konservatismus. An seine Stelle trat der Geistliche Vaughan; er repräsentirte die neue Richtung: Absolutismus in religiöser, Demokratie in politischer Hinsicht. Die tiefe Erregung, von der die Besten ergriffen wurden, spiegelt sich in den ergreifenden Klagen Newmans über „die insolente und aggressive Fraktion," die „die Herzen der Gerechten traurig macht."

Warum kann man uns nicht in Ruhe lassen, die wir dem Frieden nachjagten und nichts Schlimmes dachten! . . . Wenn es Gottes Wille ist, daß die Unfehlbarkeit des Papstes aufgestellt wird, dann ist es Gottes Wille, die Zeiten und Momente jenes großen Triumphes zurückzuwerfen, die er für sein Reich bestimmt hat; dann kann ich nichts andres thun als mich beugen unter seine anbetungswürdige, unerforschliche Vorsehung.

Bevor Manning November 1869 nach Rom abreiste, veröffentlichte er einen Hirtenbrief von über 180 Seiten, der sofort in mehrere Sprachen übersetzt wurde, und in dem er die Infallibilität des Stuhles Petri als zeitgemäßen Gegenstand für das Konzil bezeichnete. Als Theologen, der ihn während des Konzils beraten sollte, wählte er den italienischen Jesuiten Liberatore. Nebst den Mermillod, Senestrey u. s. w. stand dann Manning stets an der Spitze der Extremen. Anfangs machte er sich anheischig, die Annahme der Infallibilität durch

*) Eingehende Berücksichtigung findet diese in der „Geschichte des Vatikanischen Konzils" von Friedrich, auf die wir uns mehrfach beziehen.

„einmütigen Enthusiasmus,“ d. h. durch Akklamation zu provoziren. Als das nicht ging, trat er wenigstens überall für die schärfste Formulirung und die rücksichtsloseste Verfolgung des geplanten Zieles ein und half den Papst auch da festhalten, wo er vor den fußfälligen Bitten eines Ketteler zurückweichen zu wollen schien. Nicht übel hat man Manning damals einen restless selfadvertiser genannt; seine Kunst, sich überall vornehin zu stellen, feierte auf dem Konzil besondre Triumphe. Die Bischöfe der Opposition gaben ihm wohl zu verstehen, daß es einem Konvertiten geziemen würde, eine bescheidne Sprache zu führen, da die, die ihr Leben lang Katholiken gewesen und das bischöfliche Amt länger denn er bekleidet hätten, besser wissen müßten, was katholische Lehre sei oder nicht. Derartige Winke machten auf Manning keinen Eindruck. Die Infallibilität siegte, und Mannings Freude über das Resultat war „zu groß für Worte.“

Wer will, kann auch in diesen Dingen Mannings Mut und fest geschloßne Konsequenz bewundern. Man mag sagen, daß jener Hunger nach Einheit und Unfehlbarkeit der Kirche, der Manning in das Lager von Rom getrieben hat, seine Sättigung wirklich nur finden konnte in der formellen Aufstellung der päpstlichen Unfehlbarkeit. Man kann es auch gelten lassen, daß Manning trotz allen gegenseitigen Beteuerungen und Warnungen, die ihm reichlich zukamen, doch innerlich überzeugt war, durch die Infallibilitätserklärung werde der Katholizismus im protestantischen England kompakter, einstimmiger, konzentrirter; sie werde einen neuen Magnet bilden für die romwärts gerichteten Gemüter der anglikanischen Kirche. Bekanntlich erwies sich diese Erwartung später als eine Täuschung, sofern die Konversionsströmung eben jetzt ins Stocken kam. So wenig wir aber die subjektive Aufrichtigkeit Mannings antasten möchten, so können wir doch nicht umhin, auf einen schlimmen Widerspruch hinzuweisen, in den er seine englisch-irischen Glaubensgenossen hineindrängte. Das Martyrium der Katholiken Englands und Irlands während der letzten Jahrhunderte hing wesentlich mit der Annahme der Regierung zusammen, daß die Katholiken an die Unfehlbarkeit des Papstes glauben und demgemäß auch die dogmatischen Aussprüche bezüglich seiner weltlichen Gewalt über Fürsten und Völker festhalten müßten. Die traurige Lage, in der diese britischen Katholiken sich befanden, ließ sie mehr als andre katholische Bevölkerungen darüber nachdenken, ob diese Sätze wirklich zum katholischen Glauben gehörten oder nicht. So oft aber die irische Kirche wie 1757, 1793, 1810 oder die englische 1791 der Regierung gegenüber sich auszusprechen hatte, wurde behauptet: „Die Unfehlbarkeit ist kein Glaubensartikel.“ Noch 1825, als es sich um die Emanzipation der Katholiken handelte, gaben die Bischöfe eine eidliche Erklärung des Inhalts, daß die päpstliche Unfehlbarkeit nicht zum katholischen Glauben gehöre, daß päpstliche Entscheidungen erst durch Annahme seitens eines allgemeinen Konzils oder der zerstreuten Kirche Rechtskraft erhielten. Der von schottisch-irischen Bischöfen approbirte Katechismus von Kennan, der bis 1870 nicht weniger als 24 Auflagen erlebte, enthielt bis dahin die energische Erklärung: „Die Unfehlbarkeit des Papstes ist kein Artikel des Glaubens, sondern eine protestantische Erfindung.“*) Ueber all diese Thatsachen setzte sich Manning hinweg. Aus dem Katechismus freilich wurde jener Satz nach 1870 lautlos entfernt; bestehen blieb aber der Vorwurf, den auf dem Konzil Bischof Clifford von seinem Volke abzuwenden suchte mit den Worten:

> Niemand wird die Protestanten überzeugen, daß die Katholiken nicht gegen Ehre und gute Treue gehandelt haben, da sie, als es sich um die Erwerbung von Rechten handelte, öffentlich bekannten, die Doktrin von der päpstlichen Unfehlbarkeit gehöre nicht zum katholischen Glauben, sofort aber, als sie die Erfüllung ihres Wunsches erreicht hatten, von diesem öffentlichen Bekenntnis zurücktraten und das Gegenteil behaupteten.

Wie demoralisirend diese Vorgänge wirkten, das tritt wohl am grellsten in der Thatsache hervor, daß derselbe Newman, der vor dem Konzil die großen Lehrer der alten Kirche, einen Augustin und die andern anrief, daß sie durch ihre Fürbitte eine so große Kalamität von der Kirche abwenden möchten, nach dem Konzil jene Cliffordschen Bedenken zur Ruhe wies mit der runden Erklärung, daß „kein von Katholiken gegebnes Versprechen, woran Rom nicht beteiligt war, irgend welchen Wert habe.“

*) Friedrich, Geschichte des Vatikanischen Konzils II, 138 ff.

Auf einen andern Widerspruch von allgemeinerer Bedeutung möchten wir noch hinweisen. Als Newman 1845 zu der römischen Kirche übertrat, ließ er, gewissermaßen als Rechtfertigung, seine Schrift über „Die Entwicklung der christlichen Lehre“ erscheinen. Als Anglikaner hatte er ehedem nachgewiesen, daß verschiedne römische Lehren der alten Kirche unbekannt waren. Diese historischen Beweise konnten nicht widerlegt werden, auch nicht durch ihn selbst. So ging er denn jetzt daran, nachzuweisen, daß die gegenwärtige Lehre des römischen Katholizismus allerdings nicht identisch sei mit der Lehre, die in der Urkirche galt, sondern vielmehr ein gut Teil besser. Christus habe seiner Kirche gewisse Samenkörner der Wahrheit anvertraut, die sich nachmals in bestimmten Formen ausgestalten sollten. Demgemäß wollte der Herr nicht, daß die Lehre der Kirche immer dieselbe bleibe, sondern er ordnete an, daß sie sich unter Leitung des heiligen Geistes immer weiter vervollkommne. Diese Theorie, die auch in Möhler und Perrone ihre Vertreter hat, war eine Zeitlang sehr populär; sie stand zwar sehr im Widerspruch zu der andern Theorie, wonach sich die römische Kirche stets der Unveränderlichkeit ihrer Lehre rühmte, sofern sie die einzig treue Hüterin der Tradition sei und das vertrete, „was immer, was überall, was von allen geglaubt wird“; aber Newmans Theorie erkennt doch noch immer die Verpflichtung an, den Zusammenhang zwischen Gegenwart und Vergangenheit geschichtlich nachzuweisen, jene an dieser zu prüfen. Manning stellt sich nun ganz anders. Der hartnäckigste und unwissendste Protestant kann keine größere Gleichgiltigkeit gegen die Meinungen der Väter zeigen, als es Manning thut. Nach ihm hat es nichts zu bedeuten, wie die jetzige Lehre der Kirche mit Schrift oder Altertum ausgeglichen werden soll, wenn man einmal versteht, daß die Kirche die lebendige Stimme desselben Wesens ist, das die Schrift inspirirte, und das die alte Kirche lehrte. Wer seinen Glauben in Schrift und Altertum sucht, begeht dieselbe Häresie wie der andre, der seinen Glauben in der Schrift allein sucht. Im einen wie im andern Fall macht das Individuum sich selbst zum Richter und Kritiker der Offenbarung.

> Der Appell an das Altertum, sagt Manning, ist beides, ein Verrat und eine Häresie — ein Verrat, denn er verwirft die göttliche Stimme zu dieser Stunde; eine Häresie, denn er bestreitet, daß jene Stimme göttlich sei.*)

So hätte sich denn die Funktion der Kirche dahin geändert, daß sie nicht sowohl eine ursprüngliche Offenbarung mit sichrer Hand weiter zu überliefern, als vielmehr das Organ für immer neue Offenbarungen zu sein hat. Die alte ultramontane Lehre von der Irrtumslosigkeit des Papstes hat sich gewandelt in die Lehre von seiner göttlichen dauernden Inspiration, die ihm die Fähigkeit verleiht, neue Wahrheiten ebenso unfehlbar zu enthüllen wie Petrus und Paulus. Dr. Pusey nannte das eine Art Lamaismus, da diese Theorie eine Art hypostatischer Vereinigung des heiligen Geistes mit jedem folgenden Papst in sich schließt.**) Das geflügelte Wort, das man Manning in den Mund zu legen pflegt: „Das vatikanische Konzil hat die Geschichte überwunden,“ soll doch nicht eigentlich von ihm herrühren; aber es bietet die kürzeste Formulirung seiner Theorie. Es kann gar kein Faktum in der Geschichte vorliegen, das in wahrhaftem Widerspruch mit dem auf dem vatikanischen Konzil formulirten Dogma, ja auch nur mit dem Geiste des Dogmas stünde. „Das ist eben der ungeheure Vorteil des katholischen Standpunktes,“ sagt ein Dr. Pohle,***) „daß er am Dogma, dieser untrüglichen Leitmuschel in der vielfarbigen Formationsgruppe der Jahrhunderte, das einzigartige Mittel für wissenschaftliche Forschung besitzt.“ Im Bewußtsein dieses „Vorteils“ spricht

*) Manning, Temporal Mission of the Holy Ghost S. 226; ebenso S. 28, 203.

**) Salmon, Infallibility of the Church S. 42 ff. Quirinus, Römische Briefe S. 353.

***) Historisch-politische Blätter, 1881, 2. Bd., 322 ff.

eben Manning den großen Satz aus: „Kultur gegen Kultur, Wissenschaft gegen Wissenschaft!" —

Es ist nun aber hohe Zeit, daß wir den Erzbischof Manning, seit 1875 auch Kardinal, noch auf die beiden Gebiete begleiten, auf denen er seine größte praktische Thätigkeit entfaltete, das der Erziehung und das der sozialen Frage. Im Jahre 1870 hatte die englische Regierung endlich den Schritt gethan, daß sie die Volksschule in eigne Verwaltung nahm. Bis dahin war es die freiwillige, im wesentlichen kirchliche Vereinsthätigkeit gewesen, die den Unterricht des Volkes besorgt und geleitet hatte. Dieser Zustand hatte stets seine großen Mängel; der riesigen Entwicklung der modernen Verhältnisse konnte er gar nicht mehr entsprechen. So erfolgte das Gesetz von 1870. Ueberall, wo die freiwilligen Schulen nicht ausreichten oder solche völlig fehlten, wurden sogenannte Boardschulen errichtet, die durch örtliche Umlagen unterhalten, von einer aus Mitten der Steuerzahler gewählten Schulbehörde (schoolboard) verwaltet und von staatlichen Inspektoren beaufsichtigt werden. Die Ortsschulbehörden, die die Steuern umlegen, können auch den Schulzwang einführen. Diese Boardschulen sind religions- oder wenigstens konfessionslos. Unter dem Einfluß und im Interesse der protestantischen Dissenter, die ihre Kinder gegen staatskirchliche Einwirkungen schützen zu müssen glaubten, hat das Gesetz bestimmt, daß religiöse Katechismen oder Formulare, die das Gepräge einer bestimmten Denomination tragen, in der Boardschule nicht gelehrt werden sollen. Dagegen ist es den Ortsschulbehörden freigestellt, das Lesen der Bibel mit oder ohne Erklärung anzuordnen. In Wirklichkeit hat sich denn die Sache so gemacht, daß z. B. im Bereich der Londoner Ortsschulbehörde im Jahre 1875 unter 115000 Kindern nur neunzig waren, die von ihren Eltern diesem Bibelunterricht entzogen wurden.

Wie stellte sich Manning zu diesem System? Für ihn war die Frage brennend. Beim Antritt seines Amts als Erzbischof zählte er nur in seiner Diözese 7000 Kinder, die des Unterrichts entbehrten. Die Fürsorge für sie erklärte er für die dringendste Aufgabe, und es sei das zu seinem Ruhme gesagt, er widmete sich diesem Werke zeitlebens mit der größten, vielseitigsten Hingebung. Die Notwendigkeit des Gesetzes von 1870 erkannte er unbedingt an; es beseitigen wollen wäre genau so, wie wenn man den Gregorianischen Kalender abschaffen wollte; man könne doch nicht um zwölf Tage hinter der übrigen Welt drein gehen. Aber das Gesetz wirke ungerecht, sofern die freiwilligen Schulen, die bisher so Großes geleistet und der Pflicht gegen das Volk zuerst bewußt gewesen seien, nur auf freie Gaben und kärgliche Staatszuschüsse angewiesen, auf die Dauer den Boardschulen unterliegen müssen, die mit der unendlichen Steuerschraube arbeiten.

Die Boardschulen sagen wohl, wir sind bereit, eure Kinder zu unterrichten, wenn ihr auf die religiöse Erziehung verzichtet; doch christliche Eltern sagen: Aber ihr sollt unsern Kindern ihre Religion nicht rauben.

Nebenbei, für das „Christentum" der Boardschulen hat Manning doch ab und zu ein anerkennendes Wort; aber es ist nicht das „katholische" Christentum. So entwickelt denn die unter Mannings Leitung stehende Kirche folgende Taktik. Die Wahl von katholischen Priestern und Laien in die Ortsschulbehörden wird nach Kräften betrieben, damit dies verwerfliche System doch irgendwie nutzbar gemacht werde für katholische Interessen. Katholischen Lehrern und Lehrerinnen wird strengstens verboten, an den gut bezahlten Boardschulen eine Stelle anzunehmen; es könnte sonst scheinen, als ob dieses System doch nicht so verwerflich wäre, wie es auf den Kanzeln und in den Hirtenbriefen dargestellt wird. Endlich aber wird eine Agitation organisirt, dahin zielend, daß die Konfessionsschulen, unbeschadet ihres freiwilligen Charakters, ebenfalls ihren entsprechenden Anteil an dem Steuerertrag erhalten, damit sie mit den Boardschulen konkurriren können. Für dieses Ziel ist denn Manning eingetreten in Wort und Schrift, zur Zeit und zur Unzeit. Die protestantischen Dissenter erinnert er daran, daß sie mit ihrem Drängen auf Boardschulen eben die Gewissensfreiheit vernichten, für die ihre Väter im siebzehnten Jahrhundert alle Pein der Sternkammer erduldet haben. In einem Aufsatz über das französische und nordamerikanische Schulwesen läßt er die im Munde des römischen Infallibilisten merkwürdige Aeußerung fallen:

Das amerikanische Gemeinwesen hat zu viel englisch-puritanisches Blut in sich, seine wesentliche Beziehung zu unserm siebzehnten Jahrhundert ist zu lebendig und mächtig, um die Theorie zu ertragen, daß die Kinder dem „allgemeinen Publikum" gehören, und daß der Staat sie nach seinem Bildnis und Gleichnis schaffen dürfe...

Wenn die Volksschulen Englands aufhören christliche Schulen zu sein, so mögen fortan immer noch Christen in England sein, aber es giebt dann ein christliches England nur noch, wie es heute ein katholisches Frankreich giebt — durch den Zufall der numerischen Verhältnisse oder vielmehr durch das Erbarmen Gottes mit den Individuen, aber nicht mehr durch das öffentliche Gesetz oder die Hingebung des Volkes an Gott.

Mittlerweile erreichte Manning seine Erfolge. 1886 ernannte die Königin eine Kommission, um das Gesamtgebiet des Elementarschulwesens untersuchen zu lassen; der Zweite auf der Liste der berufnen Kommissionare war our trusty and well beloved, the most reverend Cardinal Archbishop Henry Edward Manning; er schuf sich in der Kommission eine Stellung, daß der schließlich erfolgte Bericht in der Hauptsache *sein* Bericht war und empfahl, was Manning seit Jahren verlangte, daß die freiwilligen Schulen aus den Steuern unterstützt werden sollten. So sympathisch die Regierung dem Antrage gegenüber stand, so wagte sie doch nicht, ihn vor das Parlament zu bringen; aber hinter der Szene spielte die Sache sich weiter. Der Herzog von Norfolk arbeitete als Vertreter der katholischen Interessen, inspirirt von Manning, und die Free Education Act von 1891 gewährte einen neuen Staatsbeitrag von zehn Schilling für das Kind; den größten Nutzen hiervon hat eben die katholische Schule. Bisher hatte man notgedrungen Tausende von Kindern unentgeltlich oder gegen geringes Schulgeld aufnehmen müssen; jetzt bringt jedes dieser Kinder diese zehn Schilling ein. Und das Gesetz war noch vorteilhafter als der früher erstrebte Anteil an der Steuer; in letzterm Fall wäre es nicht abgegangen ohne mannigfache Reibung mit den örtlichen Autoritäten; dieser neu verwilligte Staatsbeitrag erfolgt ohne jede weitere Verbindlichkeiten einfach als Geldanweisung aus Whitehall. „Ein glänzendes Beispiel des Sieges, den Organisation und ruhige Zähigkeit in einer bestimmten Politik auch über weit überlegne Kräfte davontragen kann." (Hutton, S. 175 f.)

In Mißerfolg endeten hingegen Mannings Versuche auf dem Gebiete der höhern Bildung. Daß für die Jünglinge der katholischen Laienwelt der Besitz einer Universitätsbildung von hohem Wert sein müßte, verstand Manning sehr wohl. Aber wie das machen? Newman trug sich mit dem Gedanken, in Oxford eine Zweigniederlassung seines Oratoriums zu gründen, um so der katholischen Jugend ein sicheres Heim zu bieten; er kaufte 1867 einen Bauplatz, machte den Plan durch ein Zirkular bekannt; hervorragende Laien erklärten sich einverstanden; aber Newman hatte die Rechnung ohne seinen Erzbischof gemacht. Unter Mannings Vorsitz berieten die Bischöfe; die Sache kam nach Rom, und von dort aus erfolgte 1867, 1872, 1873 immer wieder das Guchtachten:

Es liegt hier eine tiefgehende, ernstliche Gefahr vor für die Reinheit der Sitten und des Glaubens; es ist nahezu unmöglich, Umstände zu entdecken, unter denen Katholiken ohne Sünde nichtkatholische Universitäten besuchen könnten.

Zugleich machte es die Kurie den Bischöfen zur Pflicht, Schritte zu thun, um die höhern Studien in den bestehenden Colleges zu heben, damit für katholische Eltern aller Vorwand wegfalle, ihre Söhne nach Oxford oder Cambridge zu schicken. So faßte man sogar den kühnen, von dem vierten Provinzialkonzil zu Westminster gebilligten Plan, die Summe von 25000 Pfund Sterling zu erheben, um in Kensington ein „College für höhere Studien zu errichten," das, wenn erfolgreich, mit der Zeit den Rang einer katholischen Universität erlangen könnte. Es wurde Oktober 1874 eröffnet mit siebzehn Studenten und mit Monsignor Capel als Rektor. Aber Schulden, schlechte Verwaltung, allerlei Mißgeschicke führten den raschen Ruin der Anstalt herbei, die 1878 förmlich geschlossen wurde. Ihr Rektor, der als populärer Prediger und Schriftsteller, als der erfolgreiche Bekehrer des Lord Bute einen Namen gewonnen hatte, trat zurück auf das einmütige Verlangen der Bischöfe; die schlimmsten Gerüchte gingen über ihn um. — Der Plan mit

Kensington schlug völlig fehl; aber den Gedanken, nach Oxford und Cambridge zu gehen, verwarf Manning darum doch stets auf das hartnäckigste. Das hieße die Tradition der katholischen Kultur auf den Stamm pfropfen, der von Natur wild ist. Die Kirche würde dadurch die Ausgestaltung ihrer eignen katholischen Kultur unmöglich machen. Ihre eigne innere Selbstergänzung würde zum Stillstande kommen. Die Kirche bliebe verstümmelt. Während Frankreich, Belgien, Deutschland, Irland katholische Universitäten gründen, würde die Kirche in England durch ihre eigne freie Wahl in der Lage verharren, daß sie in Sachen der Litteratur und Wissenschaft auf den Bettel gehen müßte bei dem nichtkatholischen Intellekt Englands.

Die besondern Gefahren, die uns bedrohen, sind Weltlichkeit, sozialer Ehrgeiz, Ungeduld ob der Schranken, die uns umgeben, ein Suchen weltlicher Vorliebe um den offenbaren Preis des katholischen Glaubens und unter Verleugnung des katholischen Instinktes — als könnten wir die Atmosphäre des modernen Gedankens in Gesellschaft und Litteratur einatmen, ohne daß das Lebensblut des Glaubens vergiftet würde.

So lange die Katholiken Englands nur eine Hand voll sind unter den Millionen unsers Landes, muß immer die Gefahr nahe liegen, akklimatisirt zu werden. Die assimilirende Macht der öffentlichen Meinung, des englischen Lebens, des Nationalismus, der so stark in unsrer Rasse ist, wird noch lange einen tiefgehenden, mächtigen Einfluß ausüben, voll Gefahr für die Festigkeit und Treue unsrer Katholiken.

Sind nicht diese letztern Worte überaus bezeichnend für den innern Zwiespalt und Widerspruch, der das ganze Wirken eines Ultramontanen von der Art Mannings durchzieht und durchziehen muß? Ein Fremder, der einmal den Kardinal Manning zu sehen wünschte, soll bei seinem Anblick enttäuscht ausgerufen haben: „Ach, das ist ja nur das Skelett eines anglikanischen Pfarrers!“ Konnte Manning den anglikanischen Pfarrer nie ganz abstreifen, so noch viel weniger den Engländer. In vielen Dingen war er ein Engländer durch und durch! Konnte er doch, wie wir gesehen haben, im Affekt der Agitation so weit gehen, die gut protestantischen Geister „unsers siebzehnten Jahrhunderts“ anzurufen. Er wird nicht müde, das Lob seiner Nation zu singen mit ihrem „englischen und christlichen Erbe an Freiheit und Glauben.“

Das beste Exempel eines Gemeinwesens, sagt er, das seine katholische Vollkommenheit verloren hat, ohne sein überliefertes und unvollkommnes Christentum zu verlieren, und das zu gleicher Zeit in weitem Umfang zurückgekehrt ist zu der natürlichen Ordnung, d. h. zu den Wahrheiten der natürlichen Religion und zu den vier Kardinaltugenden — ist das britische Reich.

Die „christlichen“ Abgeordneten Englands, die „katholischen Abgeordneten Irlands — ist eine stehende Formel bei Manning. Das alte Rom und das moderne „Größer-Britannien“ sind ihm Typen grandioser Reiche, und er brennt vor Verlangen, das britische Reich wieder mit dem Lebensblut der römischen Kirche zu durchtränken; aber zugleich muß er seine eigensten Leute hermetisch abschließen von dem Geiste eben der Nation, die sie erobern sollten, sodaß die römische Kirche Mannings trotz allen Wucherungen des Ritualismus dem richtigen Engländer heute wie vor vierzig Jahren nichts andres ist als „eine italienische Invasion.“ Jener soziale Ehrgeiz, den Manning warnend als Gefahr bezeichnet, beherrscht ihn darum doch ganz und gar, eben im Interesse seiner Kirche. Die ganze Erziehungsfrage gipfelt ihm darin, „Laien zu gewinnen, die gebildet und fähig sind, in den öffentlichen Laufbahnen des englischen Lebens zu konkurriren und eine führende Rolle zu spielen.“ In den Kolonien nehmen ja wohl Katholiken mitunter die höchsten Stellungen ein; aber „in England,“ klagt er (1882), „sind die Katholiken zum teil infolge der massiven, herrschenden Macht nichtkatholischer Ueberlieferungen und nichtkatholischen Lebens thatsächlich ausgeschlossen, vom Kabinett und Parlament.“ Welch ungeheuern Aufwand an Geld und Kraft mutet aber Manning den Seinigen zu, indem er ihnen die Bildungsanstalten verbietet, die die Nation als solche ihren Gliedern zur Verfügung stellt! Der Konvertit Lord Braye ruft aus:

Wo ist in unserm Lande diejenige religiöse Körperschaft, in der so viele edle Kräfte wie bei uns vergeudet werden? Gelehrte Priester! und kein Mensch kauft ihre Bücher! Bejahrte Professoren mit einem oder zwei Schülern zu ihren Füßen! Ein Dutzend großartig angelegter Colleges, wo eine Schule reichlich genügen würde!*)

C S

*) Present. State of the Church in England, London 1884.

Mega Spilaeo

2

Mega Spiläo (d. i. das große Höhlenkloster, von seiner Anlage im Felsen so genannt) ist wohl das größte Kloster, das die griechische Kirche besitzt, wenn man von der Mönchsrepublik auf dem Athos absieht, und auch das reichste. Davon legen schon die ausgedehnten Gärten Zeugnis ab mit ihren bedeutenden Weinpflanzungen, mit vielen Oliven- und Feigenbäumen und mancherlei andern Erzeugnissen; man sah es auch an der Einrichtung des Gastzimmers, das in andern Klöstern nicht einen so behaglichen und wohlhabenden Eindruck macht. Mit Stolz hatte uns der Bruder Stephanos erzählt, daß sie einmal den König Otto selbst in diesem Gastzimmer beherbergt hätten, und die Hoffnung ausgesprochen, daß auch der jetzige König das Kloster wohl noch einmal persönlich aufsuchen werde. Doch ist der Reichtum wie die Bedeutung des Klosters in den letzten Jahren zurückgegangen. Die Jahreseinkünfte des Klosters, das übrigens von seiner Verwaltung dem Staate Rechenschaft ablegen muß, sollen sich jetzt noch etwa auf 60000 Drachmen (die Drachme etwa 65 Pfennig) belaufen, während sie früher das Vierzig- bis Fünfzigfache dieser Summe betragen haben sollen. Auch die Anzahl der Mönche war früher größer; immerhin leben noch etwa 170 Mönche hier beisammen, wenn man alle die in den einzelnen Hüttchen der Umgegend angesiedelten mit den Klosterbewohnern zusammenfaßt. An der Spitze steht ein Abt (Igumenos), der mit zwei Beratern die Angelegenheiten des Klosters leitet. Er wird auf fünf Jahre gewählt und steht auch hernach als Proigumenos noch in großem Ansehn.

Die Verfassung des Klosters ist eine sogenannte idiorrythmische, im Unterschiede von den cönobitischen Klöstern. Während nämlich in den diesen nur gemeinsames Besitztum und ein völlig kommunistisches Leben gilt, hat in den idiorrythmischen Klöstern ein jeder Klosterbruder von vornherein einen bestimmten Anteil am Klostergute, sein Stückchen Garten und Land, das er bearbeitet und nach seinem Gutdünken verwertet. Es ist also dem Sonderleben und den Einzelinteressen ein größerer Spielraum gelassen. Auch das ist eigentümlich bei den idiorrythmischen Klöstern, daß öfter jüngere Klosterbrüder sich an ältere in der Weise anschließen, daß sie sich zu ihren besondern Untergebenen machen und ihnen als Famuli zur Seite stehen, wofür sie dann beim Tode der ältern diese wohl beerben. Die theologische Bildung der Mönche ist natürlich bei den meisten so gering, daß man eigentlich gar nicht von ihr reden kann. Zwar betonten sie im Gespräch mit uns lebhaft, sie kennten die Theologie (xevromen tin theolojian, xevromen!) aber sie verstehen darunter die Kenntnis der Liturgie und aller gottesdienstlichen und religiösen Bräuche, die sie durch eine von Jugend her geübte Gewohnheit gelernt haben. Eigentlich theologisch Gebildete sind nur wenige unter ihnen, die stehen natürlich in besonderm Ansehn; in der Regel gehört wenigstens der Abt unter die Theologen.

Ueber die Motive, die die Mönche dem Klosterleben zuführen, wage ich keine entschiednen Aussagen zu thun. Aber wenn man sich das niedrige Niveau geistigen und sittlichen Strebens vergegenwärtigt, das ziemlich allgemein der griechischen Landgeistlichkeit eigen ist, so vermutet man von vornherein keine sehr idealen Triebe. Es kann ja sein, daß auch hier, wie ich es z. B. über die Athosklöster von einem gut orientirten Beurteiler gehört habe, einzelne Persönlichkeiten leben, die, unter Askese und Entsagung höhere Offenbarung suchend, der Welt mitleidig lächelnd den Rücken wenden und in einem nicht zu unterschätzenden mönchischen Heroismus auf ihre Art den Weg zu dem Höchsten suchen, wonach ein Menschenherz auf Erden verlangt, — viele sind es aber jedenfalls nicht, die solch ein Bedürfnis ins Kloster führt. Auf den Angesichtern der meisten, in diesen festen, energischen, zum Teil schlauen Zügen liest man einen Realismus, der sich auf ebner Erde bewegt und mit handfesten Dingen beschäftigt, nicht aber Ideen und Träumen folgend den Flug in die Wolken nimmt. Man beobachte sie nur ein einziges mal bei ihren Gebeten, bei ihrem Singen, in ihrem Gottes-

dienst, und man wird gleichfalls den Eindruck haben, daß das Klosterleben für sie etwas Handwerksmäßiges ist.

3

Als die Zeit der Mittagsruhe vorüber war, holte uns Bruder Stephanos Rhodopulos zum Nachmittagsgottesdienst ab, dem dritten der vier Gebetsgottesdienste, in die die ursprünglichen sieben (Mitternacht, erste Stunde morgens, dritte Stunde, sechste Stunde, neunte Stunde, Abendgottesdienst, Nachvesper) in den großen Klöstern zusammengezogen sind. Er verlief natürlich schneller als die Liturgie und war außer uns von Fremden nicht besucht. Dann führte man uns im Kloster umher und zeigte uns die Sehenswürdigkeiten. Zuerst durften wir in der Kirche den hervorragendsten Gegenstand der Verehrung, den das Kloster besitzt und dem es einen großen Ruf verdankt, besichtigen, nämlich ein Bild der Maria, der Mutter Jesu, das der Apostel Lukas gemalt haben soll. Zur rechten Hand hinter dem Altar in einer Art Nische hing das Bild, das etwa 2 Meter Höhe haben mochte, in einem Glasrahmen, der uns geöffnet wurde: ein verwittertes, unklares Farbengemisch, aus dem der Kopf der Maria mit dem Jesuskinde deutlich herauszuerkennen war. Wir empfingen keinen so tiefen Eindruck von diesem Kleinod, wie die Mönche wohl erwarteten, behielten indes unsere Zweifel für uns und verdeckten sie unter einem anerkennenden: Poli kala! Poli orea! (sehr schön). Ein paar junge Griechen indes, die sich bei dieser Besichtigung der Merkwürdigkeiten plötzlich zu uns gefunden hatten und sich uns auch in der Folge hartnäckig anschlossen, verehrten das Bild nach griechischer Sitte mit inbrünstigen Küssen. Weiter brachte uns unser Führer in einen Felsengang neben der Kirche, wo eine heilige Quelle sprudelte, von der die Legende sagt, daß die heilige Jungfrau sie einem Mädchen gezeigt habe als Heilquelle, was dann den Anlaß zur Gründung des Klosters gegeben habe. Wir tranken ein wenig von dem reinen kühlen Wasser, wobei der Mönch uns versicherte, es habe noch immer heilkräftigen Charakter, und die Quelle versiege das ganze Jahr hindurch nicht. Der letztern Aussage schenkten wir mehr Glauben als der erstern. In der That scheint der Felsen, in dem Mega Spiläo gegründet ist, außerordentlich wasserreich zu sein, und die Menge von Quellen hat auch wohl die ersten Ansiedler dahingezogen. Von der heiligen Quelle führte man uns in den Weinkeller des Klosters. Durch verschiedne Gänge und über Steintreppen kamen wir in ein völlig im natürlichen Felsen liegendes Gewölbe, weit, kühl und dunkel, an den Wänden Wassertropfen. Hier lagen im Dämmerlicht, das ein paar dürftige Fensterlöcher einließen, ungeheure Weinfässer mit altem und jungem Mega-Spiläer Klosterwein. Wenn man dies gewaltige Gewölbe, so geschützt und verborgen im Felsen gelegen, auf so vielfache Weise zu verschanzen und zu verteidigen, betrachtet, so begreift man, daß dies Felsenkloster im Kriege ein sehr fester Schlupfwinkel sein kann, und daß es ihm sogar möglich war, den Truppen Ibrahim Paschas erfolgreich Trotz zu bieten, die es im Jahre 1827 zu erobern suchten.

Die Bibliothek war der letzte Besichtigungsgegenstand. Obwohl die Mönche gewiß ein wenig stolz auf sie waren, hatten sie doch nach „europäischem" Maßstabe durchaus keine Ursache dazu. Denn die paar hundert Bücher, die in dem mittelgroßen Zimmer in Schränken an den Wänden hin aufgestellt waren, hatten geringe Bedeutung. Meistens waren es natürlich theologische Schriften, griechische Kirchenväter, Exegeten des Mittelalters, dann gottesdienstliche Bücher mancherlei Art, Euchologien, Minien, Paraklesen u. s. w. Daneben trieben sich auch einmal heidnische Schriftsteller, griechische Klassiker u. s. w. umher. Besonders machte man uns aufmerksam auf einige Erlasse byzantinischer Kaiser, in denen dem Kloster gewisse Rechte zugesprochen waren, und die bis auf die von den Venezianern entfernten Siegel noch gut erhalten waren. Hier in der Bibliothek, anläßlich einiger Bemerkungen über theologische Schriftsteller, kamen die Mönche (es hatten sich dort mehrere um uns versammelt) auch auf konfessionelle Unterschiede zu sprechen. Unsre Erklärung, daß wir Protestanten seien, wurde ruhig hingenommen, offenbar hatte man (wie ich das noch sonst beobachtete) vom Protestantismus keine deutliche Vorstellung; aber ihr Verhältnis zur römisch-katholischen Kirche erörterten sie eifriger, betonten, daß sich dort allerlei Irrtümer eingeschlichen hätten, daß die orthodoxe Kirche sich reiner bewahrt habe und im Besitz der echten Tradition sei. Der Gegensatz gegen den römischen Katholizismus lebte offenbar in ihnen.

Es waren wunderbar schöne Nachmittagsstunden gekommen. Die drückende Hitze war vorüber, die Luft klar, freundlich leuchtete die Sonne noch über den Bergen, wenn sie sich auch schon dem Westen zuneigte. Eine feierliche, echt sonntägliche Stimmung lag über dem herrlichen Thale, sie zog uns hinaus. Bald saß ich dem Kloster gegenüber auf einem hochragenden Felsenvorsprung, durch das Brombeergesträuch blickten Sonnenstrahlen, nicht weit von mir oberhalb am Felsen eine Einsiedlerklause, unten im Thale lag friedlich das Dörfchen Zachlorû, dahinter, an den jenseitigen Berghängen hinauf ein andrer Flecken, und am Horizonte dehnten sich, von einem leichten Duft umwoben, in lebendigen Farben die arkadischen Berge. Voll Freude genoß ich den Zauber dieser Landschaft, und wenn mein Blick auf die Klostermauern fiel, gedachte ich an D. F. Strauß Worte:

Wär ich vor sechs Jahrhunderten geboren,
So hätt ich all der Sorgen, die mich drücken,
Der Zentnerlasten, den gebeugten Rücken
Entladen längst vor eines Klosters Thoren.
O holder Ruhesitz, den ich erkoren!
— — — — — — — — — — —
Sanft legt sich hier des Lebens letzte Welle,
Die Seele schweigt, gleich fern von Lust und Jammer,
Das Schlummerstündlein ruhig abzuwarten.

So lag das Kloster allerdings jetzt da, mitten in dieser ruhig schönen Umgebung, Anmut und Frieden atmend, wohl geeignet, etwas vom Geist der Weltabgeschiedenheit und der Einsamkeitssehnsucht dem Beschauer unvermerkt in die Seele fließen zu lassen. Aus meinem Träumen weckten mich die Stimmen der Freunde, die mittlerweile im Klostergarten an den köstlichen Trauben sich gütlich gethan hatten. Ich folgte ihrem Beispiele. Dabei leisteten uns jene jungen Griechen Gesellschaft, die auch bei der Besichtigung des Klosters sich uns so eng angeschlossen hatten. Wir kamen jetzt allmählich darüber ins Reine, was für Leute wir vor uns hatten, eine merkwürdige Sorte von Menschen, Klosterbummler könnte man sie wohl nennen. Sie schienen in verschiednen Klöstern Bekannte zu haben und machten sich das in der Weise zu Nutze, daß sie von Kloster zu Kloster gingen, überall die Gastfreundschaft ein wenig in Anspruch nahmen und auf diese Weise bequem lebten. Vielleicht diente ihnen indes diese Lebensweise nur als eine Art Sommervergnügen und anstatt einer Badereise, denn sie machten übrigens nicht gerade den Eindruck von Bettlern. In den Klöstern schienen sie gut Bescheid zu wissen, auch Mega Spiläo war schon öfter von ihnen besucht. Den Mönchen gegenüber zeigten sie große Höflichkeit und zuvorkommendes Wesen, während diese hinwiederum sie ein wenig über die Achsel ansahen.

Es war ein solcher Genuß, in diesen freundlichen Gärten umherwandelnd oder sitzend den schönen Niedergang des Tages mit dem farbenreichen und im Abendglanze durch immer neuen Wechsel überraschenden Landschaftsbilde zu betrachten, daß wir uns davon nicht eher trennen konnten, als bis die Schatten der Dämmerung, plötzlich auf uns fallend, ihren Schleier über das Thal geworfen hatten. Dann pochten wir wieder an die Klosterpforte. Man hatte uns schon erwartet, denn die Mönche nehmen früh die Abendmahlzeit ein, legen sich früh zur Ruhe, weil sie auch früh morgens wieder zum ersten Gottesdienst bereit sein müssen. War Bruder Stephanos anfangs ein wenig mürrisch, daß wir nicht pünktlich wieder zur Stelle gewesen waren? Vielleicht hatte er Hunger gehabt und doch hatte ihm die Pflicht der Gastlichkeit geboten, auf uns zu warten. Aber die Wolke schwand schnell von seiner Stirn, als wir erst gemütlich beim Abendessen saßen, das für peloponnesische Verhältnisse wohl opulent heißen konnte. Bruder Stephanos wurde ordentlich redselig, während er uns mit seinen alterszitternden Händen immer von neuem Wein einschenken wollte, er schrieb uns zur Erinnerung seinen Namen

und Titel auf: Stephanos B. Rhodopulos ,Hieromonachos Megaspilaeotis, erzählte von frühern Besuchern, die das Kloster gepriesen hätten, und gab uns zum Beleg eine alte athenische Zeitung, worin ein Athener von einem nach Mega Spiläo unternommenen Ausfluge rühmend berichtete, allerdings in einer Weise, die bedenklich an unsre Quartaneraufsätze erinnerte. Die stolze Selbstzufriedenheit, mit der Stephanos B. Rhodopulos seinen Finger bedeutungsvoll auf die Stelle des Aufsatzes legte, wo sein Name genannt war, wirkte auf uns ziemlich komisch. Dann mußten wir uns in das Fremdenbuch des Klosters eintragen und saßen darauf noch ein Weilchen mit unserm Wirte und dem athenischen Mönche im Gespräch. So oft wir unsre Anerkennung über irgend etwas im Kloster äußerten, verfehlten die beiden nicht hervorzuheben: Alles hier im Kloster sei sehr gut, als sei das etwas ganz Selbstverständliches.

Es war unterdes die Zeit der Nachtruhe gekommen. Die Mönche verließen uns mit herzlichem Kali nichta (gute Nacht), und wir streckten uns auf unsre Decken, indem wir vorsichtig auf die von dem dienenden Bruder uns zur Verfügung gestellten Klosterdecken verzichteten. Dank dieser Vorsicht genossen wir eine vortreffliche Nachtruhe. Der kommende Morgen trieb uns weiter. Ein Scheidegruß an die Panagia in der Klosterkirche, in klingender Münze nämlich, wofür die Panagia sehr empfänglich ist, ein ähnlicher an unsern braven Stephanos B. Rhodopulos, und nach herzlichem Lebewohl und vielen Wünschen für glückliche Reise, ein frohes Wiedersehn, eine gute Heimkehr, wanderten wir bergab, nach Kalavrita und Arkadiens Bergen zu.

H G

Verschiedenes

(Ungarn und der Gustav-Adolf-Verein) Die Allgemeine Konservative Monatsschrift hat in ihrem Märzheft dieses Jahres einem Aufsatze: „Aus dem kirchlichen Leben Ungarns mit besondrer Beziehung auf die lutherische Kirche" von Pastor Funke*) — dem alten Feinde des Gustav-Adolf-Vereins? — Raum gegeben, mit dem uns zu beschäftigen wir keinen Anlaß sähen, wenn der Verfasser nicht für gut befunden hätte, sich mit dem Gustav-Adolf-Vereine in nörgelnder Weise zu thun zu machen.

„Ihr Leid — das Leid unterdrückter Christen — soll unser Leid sein, und mehr als bisher müssen wir den lutherischen Slowaken unsre brüderliche Teilnahme zuwenden. Wohl sind seit Jahrzehnten viele Gaben des Gustav-Adolf-Vereins nach Ungarn geflossen, indes nicht gerade zu dem Zwecke, die lutherischen Slowaken in ihrem Glaubenskampf zu stärken, sondern nur, um ihnen ganz im allgemeinen äußere Hilfsmittel darzureichen. Außerdem liegt das Land fern, und ob dem Gustav-Adolf-Verein von der in magyarischem Geiste geleiteten ungarischen Hilfsanstalt stets unparteiische Vorschläge gemacht werden, unterliegt großen Zweifeln. Denn nach einer Mitteilung in der Allgem. Ev.-Luth. K.-Ztg. erhielten von 1860—80 aus jenem Verein 213 magyarische Gemeinden (reformirte und lutherische) 89 436 Mk., 168 deutsche 66 524 Mk. und 395 slowakische 99 517 Mk. Dies Verhältnis gestaltet sich für die Slowaken noch um so ungünstiger, als sie die bei weitem ärmsten Landstriche Nordungarns bewohnen, während die Magyaren das fruchtbare Niederungarn inne haben; noch dazu lassen sie sich eine brutale Vergewaltigung des deutschen Elements zu schulden kommen. Ferner muß man bedauern, daß auch die Verteilung der für die Slowaken bestimmten Gelder nicht immer eine richtige gewesen ist. Kann sichs eine Gemeinde erlauben, für 33 000 fl. eine Kirche zu bauen, so ist nicht einzusehen, warum der Gustav-Adolf-Verein zu den Kosten 2000 fl. beitragen soll, während eine viel kleinere Gemeinde, die 1876 das bescheidenste Gotteshaus errichtete, um ihrer Armut willen heute noch kein Gestühl in demselben besitzt. Oder wozu die großartige Kirche in Laaz, dem ärmsten Dorfe des Trentschin? Dieselbe soll über 50 000 fl. gekostet haben und schon, ohne einmal ganz vollendet zu sein, nach 32 Jahren dem Verfalle entgegengehen, weil die Gemeinde außer stande ist, die bei einem so großen Gebäude erforderlichen Reparaturen auszuführen.

„Es ergiebt sich hieraus, daß zu einer heilsamen Versorgung der Diaspora, wie anderswo, so auch in Ungarn persönliche Kenntnis der Verhältnisse notthut. . . . Beweis genug, daß noch viel mehr als bisher Hilfe, moralische Hilfe notthut, wenn unsre Glaubensgenossen nicht ihrem Bekenntnis untreu werden und geistig verkommen sollen. Zu dieser Hilfe sind aber zunächst die «Gotteskasten» berufen, als die einzige Vertretung der lutherischen Kirche Deutschlands, welche sich bekenntnismäßig der lutherischen Diaspora widmet. u. s. w." — „Die einzige Vertretung, welche sich . . . bekenntnismäßig . . . widmet" — was das für ein hübsch ersonnener Ausdruck ist!

Gewiß können auch wir nicht wünschen, daß durch deutsche Gustav-Adolf-Gelder dem Magyarismus Vorspann gethan würde*) und es ist das allen, die Gelder nach Ungarn schicken, und auch dem Leipziger Zentralvorstande sehr ernstlich ins Gewissen zu schieben, ebenso wie das andre, das ja sehr wahr ist, daß „zu einer heilsamen Versorgung der Diaspora wie anderswo so auch in Ungarn" — und nirgend mehr wie in Ungarn — „persönliche Kenntnis der Verhältnisse notthut." Aber es ist doch mehr wie naiv, wenn der Vertreter des Gotteskastens von vornherein annimmt, daß die Recherchen nur auf seiner Seite zuverlässig, die persönliche Kenntnis nur auf seiner Seite vorhanden und richtig sei — wenn er sich anstellt, als ob Ungarn, das allerdings fern liegt, dem „Gotteskasten" geographisch näher läge, als dem Gustav-Adolf-Verein; es ist vollends anmaßlich, wenn ihm zufolge die Gaben des Gustav-Adolf-Vereins nur „ganz im allgemeinen äußere Hilfsmittel darreichen," die des Gotteskastens aber die Slowaken „in ihrem Glaubenskampf stärken."

Die Allgemeine Konservative Monatsschrift hätte diese kleinlichen Anzapfungen des Gustav-Adolf-Vereins aus ihren Spalten fernhalten sollen.

H

*) Nicht zu verwechseln mit dem bekannteren Pastor Funcke in Bremen.

*) Klagen darüber, daß in gewissen Hauptvereinen eine Vorliebe für die magyarischen Gemeinden zu Ungunsten der siebenbürgischen sich geltend mache, sind uns von zuverlässiger, sachkundiger Seite zu Ohren gekommen.

D H

Zur Nachricht

Meine Wohnung ist von jetzt ab Frankfurt a. M., Barfüßergasse 1.

D. Rade

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 35 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Statt besonderer Anzeige.
Die glückliche Geburt eines kräftigen
Mädchens
zeigen hocherfreut an
Dr. **Ludwig Martens** und **Frau**, geb. Rassow.
Elberfeld, den 14. August 1892.

Durch die glückliche Geburt einer **Tochter** wurden hocherfreut
P. Lütge, Pastor an St. Aegidien, und **Frau**, geb. Plitt.
Lübeck, den 19. August 1892.

Von der anerkannt **vortrefflich geleit. Zeitschrift f. Pastoraltheol. „Halte was du hast"**, hrsg. von **D. Sachsse**, versendet beh. Abonn. stets gern Probehefte **gratis** u. **fko. H. Reuthers** Verl.-Bchh., Berlin, Charlottenstr. 2.

Eine **Pfarrerstochter** wünscht in einem **Pfarrhause** der Hausfrau thatkräftig zur Hand zu gehen. — Beste Empfehlungen. **Kein Gehalt.** — Offerten mit Angabe der näheren Verhältnisse bitte zu richten unter Nr. 5432 s nach Halle a. S. postlagernd.

Ein cand. min., ordinirt, als Vikar thätig gewesen, sucht vom 1. Oktober ab eine Stelle als **Hilfsprediger** oder **Vikar**. Gefl. Off. an die Exp. d. Bl. sub E. K. 4 erbeten.

Eine mir sehr bekannte junge Dame wünscht als Gesellschafterin oder Stütze der Hausfrau in Stellung zu treten. Anfragen zu richten an Pfarrer **Rade** in Frankfurt a. M.

Verlag der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Von Weg und Steg

Christliche Erzählungen von **C. v. Levetzow.** Autorisirte Uebersetzung von L. Fehr. 180 Seiten. Brosch. Mk. 1.80, elegant geb. Mk. 2.50.
Diese 12 kurzen, anspruchslosen, aber tiefen Erzählungen reden von Wegen und Stegen, welche der Geist Gottes geht, um die Menschenherzen herum zu bringen von ihrem verkehrten Wege. Die mit gar feiner Feder gezeichneten Gestalten und Ereignisse nehmen das warme Interesse des Lesers in Anspruch, und wenn ihm dabei mancher scharfe Stachel ins Gewissen fährt, so ist derselbe nicht verletzend, sondern fördernd und erbaulich, weil die Liebe spricht, der geholfen ist und die helfen will.

La Bocaina
St. Felix-Cigarre mit Havana-Einlage
allgemein beliebt
elegante volle Form
sehr gehaltvoll, dabei mild und lieblich.
Preis per Mille Mark 72.—
verpackt in 1/10-Kisten.
Von 200 Stück an portofrei zu beziehen von
Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig